

heilung unerwünscht 

Recherche unerwünscht!?

Das Märchen von einer heilenden Salbe und bösen Pharmariesen

Das Wundersalbenmassaker

Nach einer Woche, in der die ARD eine Dokumentation über ein angeblich wirksames Mittel gegen Schuppenflechte umgedreht hat, ist zu hinterfragen, was die WDR-Film "Heilung unerwünscht" über das Buch "Heilung unerwünscht" sagt.



Umzug: Die dpa geht nach Berlin und wertet die Wissenschaft auf

Chance: Stipendien für deutsche Wissenschaftsjournalisten im Ausland

Unterschiede: Der Klimawandel in ZEIT und Spiegel

Recherche unerwünscht?!

EDITORIAL

■ Wir hatten es schwer mit dieser Ausgabe. Das gewählte Thema, ein WDR Dokumentarfilm über eine rosa Salbe unter anderem gegen Neurodermitis, gesendet im Oktober vergangenen Jahres in der ARD, erwies sich als harter Brocken. Weder Autor noch verantwortliche Redaktion, weder Sender noch kundige, aber ansonsten unbeteiligte Mitarbeiter desselben verspürten irgendeine Lust, über diesen Film etwas zu sagen. So bleiben wichtige Fragen ungeklärt: Wie konnte dieser Film über den Sender gehen? Wie wird er beurteilt von jenen, die ihn gemacht und verbreitet haben? Was denkt der Rundfunkrat über diesen Film, über den mehrere Programmbeschwerden eingegangen sind? Das nächste Mal wird sich das Gremium am 19. Mai mit diesem Film beschäftigen. Bis dahin, verlautete aus der Pressestelle des WDR, könne man nichts mitteilen. Kurz vor Redaktionsschluss wird nun diese Ausgabe durch neue Ereignisse eingeholt. Der WDR entlässt den Autoren des Films, Klaus Martens. Möglicherweise hofft der Sender, dadurch die Diskussionen über diesen Film im Rundfunkrat und anderswo zu ersticken. Die eigentliche Frage, die dieser Film aufwirft, hat aber mit seinem Autor nur bedingt zu tun: Was läuft in der Organisation WDR schief, die einen solchen Film nicht nur über den Sender lässt, sondern ihn zu allem Überfluss auch noch in der

Sendung „Hart aber Fair“ zu einem präsentablen Beispiel öffentlich-rechtlicher Investigation erhebt? Wie ist es möglich, dass ein mit großen Ressourcen ausgestatteter öffentlich-rechtlicher Fernsehsender so versagt? Man wüsste gerne, was der WDR künftig besser machen will, um grundsätzliche Sorgfaltskriterien im Wissenschaftsjournalismus einzuhalten und welche Sicherungen er etabliert hat, um solche Sendungen weniger wahrscheinlich zu machen.

Der Film erzählt die Geschichte einer rosa Salbe, die vor langer Zeit von einem Medizinstudenten aus dem Vitamin B 12 und Avocadoöl gerührt wurde, um damit seine damalige Freundin zu behandeln. Sie erwies sich als wirksam, heißt es. Die Salbe wurde zum Gegenstand wissenschaftlicher Studien. Auch dort, glaubt man dem Film, zeigte sie Wirkung. Trotzdem fand sich niemand, der die Salbe auf den Markt bringen wollte. Warum? Dies bleibt unklar. Der Film suggeriert: Pharmakonzerne wollen diese Salbe nicht, sie wollen keine Heilung von annähernd 6 Millionen Kranken: „Heilung unerwünscht! Wie Pharmakonzerne ein Medikament verhindern“.

Der Film enthalte zahlreiche Ungenauigkeiten, Weglassungen, Beschönigungen und Fehler schreibt der Stern. Er ist damit einer von wenigen Printmedien, die sich mit diesem Film bislang intensiver auseinander gesetzt haben. Für andere war

er kein Thema. Die intensive Diskussion, die wir gleichwohl feststellen können, findet im Internet statt, in Blogs und Foren, dort also, wo man Einschätzungen, Bewertungen, Verrisse gar unterbringen kann, ohne diese immer sorgfältig substantiieren zu müssen. Volker Stollorz und Nicole Heißmann haben in diesem Heft ihre Kritik fachlich begründet. Entstanden ist ein in seinen Ausmaßen monumentales Werk, das jeder Botschaft dieses Films nachgeht und ihn als ein Produkt eines irregeleiteten Journalismus entlarvt, der mit öffentlichem Geld subventioniert wird.

Sie machen damit den ersten Schritt auf unserem Weg in die Untiefen der Medienkritik, die bei diesem Film ganz besonders offen zu Tage treten, weil man ihn auch anders beurteilen kann. Um was handelt es sich bei diesem Dokumentarfilm? Karl Renner, Professor für Fernsehjournalismus in Mainz, hält ihn für eine Art Wirtschaftskrimi, ein durchaus gelungenes wirtschaftsjournalistisches Produkt, an das Kriterien der Wirtschaftspublizistik angelegt werden sollten, keine wissenschaftsjournalistischen.

Wir stimmen ihm nicht zu: Wir halten diesen Film für ein modernes Volksmärchen, wir zitieren Dante und nennen ihn ein „Trugbild, das der Wahrheit Antlitz bietet“. Die Wahrheit wurde der starken Geschichte geopfert. Damit ist der Film

mehr Fiction als Dokumentation. Er ist für uns ein Beispiel, das deutlich macht, was uns fehlt in Deutschland: Wissenschaftsjournalistische Kompetenz auch außerhalb der auf Wissenschaft spezialisierten Ressorts.

Einen Schritt hin zu mehr Kompetenz beim Umgang mit wissenschaftlichen Ergebnissen macht die dpa. Mit dem im Sommer anstehenden Umzug von Hamburg nach Berlin wertet die Agentur die Wissenschaft moderat auf. Bislang als Fachtisch im großen Vermischten eher am Rand der organisierten Nachrichtenproduktion angesiedelt, wird das neue „Ressort Wissen“ künftig eigenständig. Die Wissenschaft redet in allen Konferenzen mit. Die neue Chefin des Ressorts, Silvia Kusidlo, will ihr stärker als bisher Gehör verschaffen, sagt sie uns im Interview.

Christian Eßer hat sich für diese Ausgabe ausgiebig mit den Möglichkeiten beschäftigt, die sich deutschen Wissenschaftsjournalisten im Ausland bieten. Er hat festgestellt: Es gibt mittlerweile einen ganzen Strauß von Stipendien, um Auslandsaufenthalte unterschiedlicher Länge zu finanzieren. Außerdem berichtet Sascha Karberg über seine Erfahrungen am MIT, an dem er mehr als ein Jahr lang einer der Knight Fellows war. Glaubt man ihm, dann gibt es noch so etwas wie Paradiese für Wissenschaftsjournalisten auf dieser Welt.

Das WPK-Quarterly versteht sich als Forum, das Diskussionen anregen will, das Entwicklungen im Wissenschaftsjournalismus beschreiben und reflektieren will. Wir hoffen wie immer, dass uns das auch mit dieser Ausgabe gelungen ist.]

Markus Lehmkuhl

**Markus
Lehmkuhl**

*ist Projektleiter an
der FU Berlin,
Arbeitsstelle
Wissenschafts-
journalismus,
und leitet die
WPK-Quarterly
Redaktion.*



Inhalt	
Editorial	2
Die Salben-Saga des WDR: Ein Protokoll der Ver(w)irrung	4
Fakt? Fiktion? Fälschung? Der Film von Klaus Martens ist ein Volksmärchen	16
Infokasten: Wunderpaste oder Quacksalbe?	17
Die andere Sicht: Heilung erwünscht! Wie die Medienkritik einen engagierten Film verreit	18
Interview: Die dpa wertet die Wissenschaft auf	21
Willkommen! Das Online-Experiment DRadio Wissen	24
Service: Stipendien für Wissenschaftsjournalisten im Ausland	25
Interview: Sascha Karberg erzählt über seine Zeit als Knight Fellow	28
Da scheiden sich die Geister: Der Klimawandel im Spiegel und der ZEIT	30
Neue Mitglieder	33
Impressum	34

Die Salben-Saga des WDR: Ein Protokoll der Ver(w)irrung

Eine rosafarbene Vitamin-B12-Paste, wirksam gegen Neurodermitis und Psoriasis, wird von Pharmakonzernen nicht auf den Markt gelassen. Das ist in Kürze der Plot des ARD-Films, der im vergangenen Herbst unter Wissenschaftlern wie Journalisten viel Kritik auslöste. Am 19. Mai sollen nun mehrere Programmbeschwerden zum Film im WDR-Rundfunkrat verhandelt werden. Die WPK-Quarterly-Redaktion hat sich die Dokumentation („Heilung unerwünscht“ von Klaus Martens, ARD die Story vom 19. Oktober 2009) noch einmal angesehen* und ein Drehbuch der wissenschaftsjournalistischen Ungereimtheiten geschrieben.

*Zurückgegriffen wurde auf das Internetportal Youtube, da der Film in der ARD-Mediathek zum Zeitpunkt der Recherchen nicht anzusehen war. Abweichungen zum Timecode der Originalversion sind daher unvermeidlich.

Von Nicole Heißmann und Volker Stollorz

Youtube-Clip 01/05 Heilung Unerwünscht

00:10

Ort: Fußgängerzone in Deutschland; Köln (???)

Story: Eine blonde junge Frau, Kerstin Nitschke, wird als einer von fünf Millionen Menschen in Deutschland vorgestellt, die an Neurodermitis oder Schuppenflechte leiden. Sprecher: „Ihnen allen könnte mit einem Medikament geholfen werden, das schon vor 20 Jahren erfunden wurde. Doch das Medikament gibt es nicht zu kaufen“.

Offene Fragen: Was ist das für ein Mittel? Ist eine derart absolute Aussage am Anfang des Films durch die Fakten gedeckt?

Fakten: In Deutschland leben laut Leitlinie der Arbeitsgemeinschaft der Wissenschaftlichen Medizinischen Fachgesellschaften 1,6 Millionen Menschen mit Schuppenflechte (Psoriasis) und laut Deutschem Neurodermitis Bund zwischen 3,5 und 5 Millionen Neurodermitiker. Unter Schulanfängern ist jedes 5. bis 10. Kind von Neurodermitis betroffen. Neurodermitis wie Psoriasis sind chronische Hautkrankheiten mit extrem hohem Leidensdruck durch ständigen Juckreiz, entstellende Entzündungen und schuppige Plaques auf der Haut. Therapieversuche mit Salben, Bestrahlungen oder Bädern schlagen oft fehl, und die Verzweiflung vieler Kranker wächst über die Jahre. Es ist typisch für beide Krankheiten, dass nicht jedem Patienten mit der gleichen

Behandlung geholfen werden kann. Wer eine hoffnungsfrohe Prognose wie „ihnen allen könnte (...) geholfen werden“ an den Anfang seines Films stellt – und sei es im Konjunktiv – sollte sich sehr sicher sein, dass das von ihm vorgestellte Produkt das auch kann. Bisher ist das weltweit mit keiner Art von Therapie gelungen.

Ein „Medikament“ im Sinne eines Arzneimittels war die Vitamin-B12-Salbe nie, von der im Film die Rede sein wird. Dafür hätte sie ein Zulassungsverfahren unter Einbeziehung des Bundesinstituts für Arzneimittel und Medizinprodukte und/oder der Europäischen Arzneimittelbehörde EMA durchlaufen müssen.

Die Aussage „gibt es nicht zu kaufen“ mag zum Zeitpunkt der Recherche vielleicht vorübergehend gestimmt haben. Dass es die Salbe nie auf dem deutschen Markt gegeben hat, ist aber falsch: Man konnte sie Ende der 1990er Jahre als "ATU Red Creme" für stolze 37,90 DM pro 50-Milliliter-Dose bestellen, zuzüglich Nachnahmegebühr. Und zwar bei eben der später im Film erwähnten Regeneratio Pharma AG, die angeblich ohne Erfolg die Markteinführung versucht hat und damals eine Adresse auf der Werstener Dorfstraße 9 in Düsseldorf hatte.

01:00

Ort: ein Krankenhaus, anscheinend für Hautkrankheiten

Story: Ein Kleinkind mit mumienartigem Salben-Verband über dem entzündeten Gesicht blickt hilflos in

die Kamera. Zwei Frauen mit weißer Salbe im Gesicht gehen über einen Klinikgang, ein leerer Kinderwagen steht bereit für einen kleinen Patienten. Der Sprecher schweigt, traurige Musik erklingt. Ein eingebledeter Schriftzug verrät den Filmtitel „Heilung unerwünscht“, kurz darauf erscheint die Zeile „Wie Pharmakonzerne ein Medikament verhindern“.

Offene Fragen: Was für eine Klinik ist das? Sieht man hier Neurodermitis-Patienten?

Fakten: Im späteren Filmverlauf wird klar, dass es sich um die Spezialklinik Neukirchen im Bayerischen Wald handelt (siehe unten). Laut ihrem eigenen strukturierten Qualitätsbericht für das Jahr 2008 hat die Klinik einen dermatologischen Versorgungsschwerpunkt und behandelt zu einem großen Teil Patienten mit Milchschorf/Neurodermitis und Schuppenflechte.

01:50

Ort: eine Arztpraxis

Story: Neurodermitis-Patientin Kerstin Nitschke im Gespräch mit dem Hautarzt Georg Reimann. Der, so der Sprecher, habe „an diesem Tag ein Medikament, das es in keiner Apotheke zu kaufen gibt. Mit dieser rosafarbenen Creme wird er seine Patientin in den nächsten Wochen behandeln.“ Die Kamera schwenkt in einen weißen Tiegel mit rosa Creme.

Offene Fragen: Woher hat Reimann dieses „Medikament“? Hat er die Creme geschenkt bekommen, selbst anmischen lassen, hat das Kamerteam sie mitgebracht?

03:50

Ort: Wuppertal, ein kleines Labor in einem Mehrfamilien-Haus

Story: Der Sprecher erzählt die Geschichte zweier Studenten der Medizin und Chemie, die in den 1980er Jahren in ihrem Labor unter anderem mit dem Vitamin-B12-Derivat Cyanocobalamin experimentieren und es mit Avocadoöl zu einer Salbe verarbeiten. Der Chemiker Thomas Hein tritt auf, ein traurig wirkender Mann im weißen Kittel. Er wohnt in dem Haus, in dem sich das Labor anscheinend in einer Wohnung befindet, und erzählt von der großen Tragweite der Erfindung, die er und der andere Student in den 80ern machten. Hein redet von „zehn Prozent der Weltbevölkerung“, die an Hautproblemen leiden und stellt fest: „Ein Medikament für zehn Prozent der Weltbevölkerung ist was gigantisch Großes.“ Befragt, warum die Creme immer noch nicht auf dem Markt sei, antwortet er etwas rätselhaft: „Ich als Naturwissenschaftler kann das nicht verstehen“ und weiter: „Ich habe keine Hoffnung mehr. Die Welt (? , schwer zu verstehender O-Ton) ist für mich zu Ende... Nein, kommt also nicht auf den Markt.“

Offene Fragen: Als was arbeitet Thomas Hein heute? Lebt er in diesem kargen Heimlabor, wo aufgerissene Kartons in halbleeren Kellerregalen liegen und die Ausrüstung in der Tat an die 80er Jahre erinnert? Das Interview wirkt nachbearbeitet. Es enthält lange Pausen, in denen Thomas Hein offensichtlich zuhört, leicht nickt, während jemand mit ihm spricht, der Originalton scheint aber runtergepegelt und nachträglich durch im Studio eingesprochene kürzere Fragen ersetzt worden zu sein. Warum?

Fakten: Die zwei Ex-Studenten mit der Salbe, die niemand wollte, gründeten später eine Firma, die Regeneratio Pharma AG, und holten sich laut Recherchen des Stern mehrfach Risikokapitalgeber ins Boot, zum Teil solche mit Sitz auf den Britischen Jungferninseln. „In Erwartung späteren Gewinns mit der Neurodermitis-Salbe fuhr man bei Regeneratio bereits Anfang der 2000er Jahre Porsche und Mercedes als Firmenwagen

und genehmigte allen Beschäftigten Monatsgehälter von 10 000 Mark“, zitiert der Stern in Anlehnung an das Buch von Film-Autor Klaus Martens. Im Film kommt dieser Aspekt nicht vor. Von verantwortungsbewusstem Geschäftsgebaren zeugt das eher nicht.

Thomas Hein war früher mal Mitarbeiter am Max-Planck-Institut für Kohlenforschung in Mülheim an der Ruhr in einer Abteilung für Theoretische Chemie und Quantenchemie. Er scheint laut Telefonbuch tatsächlich in der Wuppertaler Eintrachtstraße zu leben.

05:40

Ort: ein See in der Schweiz, am Ufer eine Klinik in einer Villa, drinnen auf dem Klinikflur ein dicker Mann mit rosafarbener Krawatte

Story: Präsentiert wird Karsten Klingelhöller, der zweite Erfinder der B12-Salbe. Er sei ein „Freund“ von Thomas Hein und „ehemaliger Medizinstudent“. Wir erfahren von ihm, dass er 2006 mit weit über 200 Kilo in diese Klinik eingeliefert wurde: „Ich war völlig erschöpft, sowohl psychisch als auch physisch“, offenbart Klingelhöller. Es sei dann eine „Katastrophe“ in seinem Leben passiert. „Die Erfindung konnte so nicht weitergeführt werden.“

Klingelhöller erzählt auch von seiner Ex-Freundin, die eine „richtig schwere Ausprägung von Schuppenflechte“, also Psoriasis, gehabt habe und der er mit seiner Vitamin-B12-Salbe helfen könne. Er erinnert sich mit leuchtenden Augen, wie ihm damals klar wurde, dass er seine Energie einsetzen müsse, um andere Menschen mit Hautproblemen „zu erlösen“. Für ihn sei das ein „echtes Riesen-Glücksgefühl“ gewesen, ein „Geschenk des Himmels“.

Offene Fragen: Was ist das für eine Klinik in der Schweiz und warum lebt Karsten Klingelhöller dort? Ist er als Protagonist des Films, als Entwickler und Geschäftsmann glaubwürdig? Hat der „ehemalige Medizinstudent“ sein Studium beendet und jemals Forschung oder Therapie außerhalb seines kleinen Labors in Wuppertal betrieben? Welche Diagnose verbirgt sich hinter psychisch und physisch

„erschöpft“? Ein Burnout-Syndrom? Welche „Katastrophe“ trat in sein Leben? Hatte die etwas mit der Salbe zu tun oder war sie eher privater Natur?

Fakten: Die Klinik ist im Film in zahlreichen Kamerafahrten eindeutig zu erkennen. Es handelt sich um die Aeskulap-Klinik im schweizerischen Brunnen, die sich laut eigener Website als „das Zentrum für Ärztliche Ganzheitsmedizin in der Schweiz“ versteht und neben schulmedizinischen auch komplementäre Verfahren anbietet. Dort kann man sich unter anderem behandeln lassen, wenn man an Depression oder Burnout leidet. Übrigens hat das Krankenhaus einen interessanten Nachbarn: So gibt es auch im kleinen Ferienort Brunnen eine Firma, die PSORIASUM Vital, welche eine Vitamin-B12-Creme mit Avocadoöl vertreibt. Die Firma, deren Inhaber der Deutsche Kurt Schäfer ist, hat ihr Domizil in der Gersauerstr. 10. Die Klinik, in der Karsten Klingelhöller lebt, liegt in der Gersauerstr. 8.

07:20

Ort: eine Wohnung

Story: Klingelhöllers Ex-Freundin Kerstin Surborg tritt auf. Sie scheint immer noch mit Hautproblemen zu kämpfen, man sieht entzündete Stellen an ihrem Arm. Sie erzählt, wie ihr Ex-Freund damals mit einem „Topf“ Salbe ankam und ihre Haut schnell „sehr schön glatt“ und geschmeidiger wurde und auch nicht mehr so stark schuppte. Anschließend erfährt der Zuschauer vom Sprecher, dass Karsten Klingelhöller „fasziniert“ von diesem Behandlungserfolg war und ahnte, „ein hoch wirksames Mittel gegen Neurodermitis“ entdeckt zu haben.

Offene Fragen: Wie lange hat Kerstin Surborg die Salbe angewendet? War sie die einzige Testperson, an der Klingelhöller seine Salbe jemals erprobt hat, bevor er sich auf den Weg machte, um sie der Pharma-Industrie zu verkaufen? Was sagt es über den Protagonisten Klingelhöller, wenn er nach dem Versuch an einer Person bereits von einem hoch wirksamen Mittel zu träumen beginnt?

Im Übrigen: Kerstin Surborg litt und leidet laut Film an Psoriasis (Schuppenflechte). Wieso sollte der Effekt der Salbe auf ihrer Haut etwas über Neurodermitis aussagen?

Fakten: Die experimentelle Behandlung von offensichtlich zunächst nur einer Person sagt praktisch nichts über die Wirksamkeit einer neuen Salbe aus. Weil viele Faktoren (Stress, Allergene, Ernährung, parallel benutzte Pflegeprodukte und andere Medikamente) ebenfalls zu Veränderungen im Hautzustand führen können, muss man möglichst viele Testpersonen behandeln und sie mit untherapierten Kontroll-Probanden vergleichen, bevor man irgendeine Aussage zur Wirksamkeit einer Creme machen kann.

08:50

Ort: das Büro von Peter Altmeyer, Direktor der Klinik für Dermatologie und Allergologie der Ruhr-Universität Bochum

Story: Auch Peter Altmeyer hat einen weißen Tiegel mit rosa Salbe in der Hand und erzählt, wie Klingelhöller ihn ansprach und er skeptisch gewesen sei ob der Wunderwirkung der B12-Creme, die er als „rosa Hühnerkacke“ bezeichnet habe.

Schnitt, Klinik in der Schweiz: Karsten Klingelhöller berichtet von einem „Pakt“ mit Altmeyer: Sollte sich seine Salbe „gegen Goldstandard“ als gleichwertig in der Wirksamkeit bei geringeren Nebenwirkungen erweisen, dann sei „die Studie gewonnen“. Ansonsten bleibe die Creme „rosa Hühnerkacke“.

Offene Fragen: Wer ist Peter Altmeyer? Was soll das für ein Pakt sein? Welches Interesse hatte Altmeyer, diese Salbe zu testen? Was für ein „Goldstandard“ soll das sein, von dem Klingelhöller spricht?

Fakten: Peter Altmeyer ist heute Direktor der Dermatologischen Klinik an der Universität Bochum. Er ist an mehreren hundert Publikationen im Bereich Dermatologie beteiligt, viele davon befassen sich mit Grundlagen und Therapie von Schuppenflechte und Neurodermitis. Warum jemand mit solcher Reputation an seinen Patienten eine hoch experimentelle Studie mit dem Produkt eines Wuppertaler Hinterhoflabors durchführt,

erscheint nicht ganz einsichtig. Hat ihn die Idee einfach fasziniert? Hat Klingelhöller ihn beauftragt, die Studie zu machen, sprich: dafür bezahlt? Zu der Art des „Paktes“ äußert sich Altmeyer im Film nicht.

Welcher Goldstandard bei der Studie zum Einsatz kommen soll, ist nicht klar. Der Psoriasis-Bund verwehrt sich in einer Stellungnahme zum Film bereits gegen den Eindruck, es gebe einen „Goldstandard“ bei der Schuppenflechte-Therapie im Zusammenhang mit Cortison-Präparaten. Die Leitlinie der Deutschen Dermatologischen Gesellschaft zur Therapie der Psoriasis vulgaris stellt fest: „Bei der Lokalthherapie, insbesondere der Erhaltungstherapie bei der leichten bis mittelschweren Psoriasis vulgaris sind die Vitamin D3-Derivate Mittel der ersten Wahl. (...) Aufgrund der umfangreicheren Studiendaten und der überlegenen Wirksamkeit gilt diese Empfehlung vor allem für Calcipotriol.“ „Erste Wahl“ entspräche begrifflich dem Goldstandard. Die Leitlinie zur Neurodermitis-Therapie zählt „topische Glukokortikosteroide“ (also Cortison-Cremes) „zu den wichtigsten antiinflammatorischen Substanzen, die bei der Neurodermitis eingesetzt werden“ – das geht zumindest in Richtung einer Art Goldstandard, entspricht der Definition aber nicht präzise.

Youtube-Clip 02/05 Heilung unerwünscht

00:00

Ort: das Büro von Peter Altmeyer

Story: Altmeyer berichtet von der „gut geordneten klinischen Prüfung“, bei der er und Kollegen herausfinden wollten: „Was macht Vitamin B12 (...) auf der Haut des Neurodermitis-Patienten?“ Begründung für sein Interesse an der neuen Salbe sei der Mangel an Therapieoptionen gewesen: „Da haben wir nicht allzu viel.“ Er zählt auf, was bisher zum therapeutischen Instrumentarium gehört: „Pflégemittel“, „antientzündliche Präparate“ und vor allem „Cortison-Präparate“. Ein Präparat, das ohne große Nebenwirkungen antientzündliche Effekte hätte, wäre laut Altmeyer „der Clou“.

Offene Fragen: Warum geht es jetzt nur noch um Neurodermitis, wenn der erste Versuch an Klingelhöllers Freundin auf die Linderung von Psoriasis abzielte? Welche Art „klinischer Prüfung“ wurde an der Uni Bochum vorgenommen: eine Auftragsstudie für Klingelhöllers „Regeneratio Pharma AG“ oder eine rein experimentelle Untersuchung aus reinem Forscherinteresse eines Professors?

00:40

Ort: ein Krankenhaus, mutmaßlich die Bochumer Klinik von Peter Altmeyer

Story: Der Sprecher berichtet, wie im Februar 2001 „die erste klinische Studie“ an der Universität Bochum beginnt. Peter Altmeyer und sein Kollege Markus Stücker behandeln 48 Patienten über 8 Wochen, Kranke, die entweder an Neurodermitis oder Schuppenflechte leiden.

Offene Fragen: Um welche Studie handelt es sich und ist sie wirklich die erste mit der B12-Salbe der Regeneratio Pharma AG?

Fakten: Unter den wenigen veröffentlichten Studien lässt sich die im Film genannte Untersuchung nicht klar zuordnen. Möglicherweise handelt es sich um Altmeyers Versuch an 49 Patienten, den er mit anderen Autoren im Jahr 2004 im British Journal of Dermatology publizierte (Beschreibung siehe unten). Allerdings wurden dabei nur Neurodermitis-Kranke behandelt und es gab auch keinen Vergleich der B12-Salbe mit irgendeinem „Goldstandard“ – sondern nur mit einer Placebo-Creme ohne Wirkstoff.

Es ist falsch, dass Altmeyers erste Studie mit der Vitamin B12 Creme im Jahre 2001 gemacht wurde. Altmeyer und sein Kollege Markus Stücker testeten bereits vor 2001 die Creme mit Vitamin B12 und Avocadoöl – damals an 13 Kranken mit Schuppenflechte und zwar im Vergleich mit Calcipotriol – also einem Vitamin D3-verwandten Stoff, der zumindest laut Leitlinie eine Art „Goldstandard“ in der Psoriasis-Therapie darstellt. Vielleicht meinte Klingelhöller diese Studie. Sie wurde immerhin unterstützt von der „Regeneratio Pharma AG,

Wuppertal“ und schon im November 2000 bei der Fachzeitschrift *Dermatology* eingereicht. Sie muss also vor der im Film erwähnten durchgeführt worden sein, und es handelt sich offenbar um eine bezahlte Auftragsstudie, die an der Uni Bochum für Klingelhöllers Firma durchgeführt wurde. Regividerm schnitt in dieser Studie weder besser noch schlechter ab als die Rezeptur mit dem Vitamin D3-Analogon.

01:15

Story: Peter Altmeyer berichtet von Halbseitenversuchen, in denen die Creme gegen „eine milde Cortisonsalbe“ getestet wurde. „Die Ergebnisse waren erstaunlich gut“, so Altmeyer. Allerdings scheint die rosa Salbe zu Abstrichen beim Studiendesign zu zwingen: „Doppelblind können sie das nicht machen, weil das rosa ist“, konstatiert der Professor.

Offene Fragen: Von welcher Studie redet Altmeyer jetzt und wie aussagekräftig waren die Ergebnisse wirklich? Kann man eine rosa Creme tatsächlich nicht doppelblind testen, also so, dass weder Arzt noch Patient wissen, welche Hautpartien mit Wirkstoff behandelt wurden und welche mit Placebo?

Fakten: Im Interview mit dem stern wird Peter Altmeyer später die Ergebnisse seiner verschiedenen B12-Studien eher zurückhaltend beurteilen: „Das waren Pilotstudien mit insgesamt 62 Probanden. Seriös im Hinblick auf Wirkung und Nebenwirkungsrisiko ist aber mindestens eine Doppelblind-Folgestudie mit 500 bis 600 Patienten, die auch multizentrisch, das heißt an verschiedenen Kliniken, durchgeführt werden sollte.“ In der Summe könnte es sich bei 62 Probanden um die Studie an 13 Schuppenflechte-Patienten plus die an 49 Neurodermitis-Kranken (=62) handeln. Allerdings wurde bei keiner davon die B12-Salbe mit einer „milden Cortisonsalbe“ verglichen wie im Film beschrieben. Man darf also weiter rätseln, von welchen Untersuchungen im Film eigentlich die Rede ist.

Thema Doppelverblindung: Würde man die echte und die Placebo-

Creme rosa einfärben, nur eben nicht mit einem Farbstoff wie Vitamin B12, der mutmaßlich eine Wirkung auf den Hautzustand hat, könnte man auch eine rosa Creme theoretisch doppelt verblinden. Was wünschenswert wäre, um eine Verzerrung der Ergebnisse durch eine nur subjektiv wahrgenommene Verbesserung der therapierten Hautpartien gering zu halten.

03:30

Ort: die bekannte Klinik in der Schweiz

Story: Erfinder Karsten Klingelhöller erzählt: „Als wir damit angefangen haben, war die Industrie interessiert, die Patente zu kaufen und in die Schublade verschwinden zu lassen.“ „Dieses Angebot“ habe er mehrfach bekommen. Außerdem seien „Patentstreitigkeiten“ aufgetreten und „man“ habe versucht, „die Vernichtung zu betreiben“, „so dass wir damals bedroht wurden mit Klagen und mit Tötlichkeiten.“

Offene Fragen: Was war denn da los? Leider bekommt Karsten Klingelhöller im Film keine Gelegenheit zu erklären, was in der Firmen-Historie der Regeneratio Pharma AG vorgefallen ist. Deshalb gerät diese Passage zur Räuberpistole voll vager Andeutungen: Wer hat Klingelhöller „Angebote“ gemacht? Würde eine Pharmafirma, selbst wenn sie sich die „Option Schublade“ vorbehalte, diese Absicht gleich im „Angebot“ gegenüber dem Erfinder kundtun? Mit wem gab es Patentstreitigkeiten und warum? Und wer drohte mit Klagen oder gar mit Gewalt?

Fakten: Patentanmeldungen für die B12-Salbe gab es: Karsten Klingelhöller hat sie in den 1990er Jahren angemeldet. Eins zum Beispiel am 15.06.1994: „VERWENDUNG VON CORRINOIDEN ZUR TOPISCHEN ANWENDUNG BEI HAUTERKRANKUNGEN“.

04:10

Ort: die Firma Beiersdorf, Fassade sowie diverse Labors

Story: Der Zuschauer erfährt, dass im Mai 1994 ein Vertreter von Beiersdorf „in mehreren Telefongesprä-

chen mit Klingelhöller“ verhandelt und für die Patentrechte an der Salbe zehn Millionen Mark geboten habe, „allerdings ohne zu garantieren, die Creme auch wirklich herzustellen“, so der Sprecher. Auf Anfrage der ARD habe der Konzern erklärt, dass man sich an einem solchen Vorgang nicht erinnern könne. Die Erklärung dafür liefert der Film gleich mit: „1994 hat der Konzern gerade selbst eine Lotion gegen Neurodermitis entwickelt.“ Beim Zuschauer entsteht der Eindruck, in einem abgekarteten Spiel habe ein großer Player ein kleines viel versprechendes Produkt unterdrückt. Klingelhöller habe in der Folge alle Angebote, die nur auf die Patentrechte abzielten, abgelehnt, so der Sprecher.

Offene Fragen: Der Zuschauer darf sich selbst zusammen reimen, ob es das 10-Millionen-Angebot wirklich gegeben hat und die Firma das schlicht leugnet oder ob Klingelhöller ein wenig übertrieben hat. Wird über den Verkauf von Patentrechten im Wert von Millionen eigentlich üblicherweise am Telefon geplaudert?

Fakten: Im Jahr 1994 lagen die Ergebnisse der Studien von Peter Altmeyer und Markus Stücker noch nicht vor. Es gab also offensichtlich keine klinischen Wirksamkeitsnachweise für die Vitamin-B12-Creme. Eine Pharmafirma wird nach dem Erwerb der Patentrechte also zunächst selbst Studien (zu Wirksamkeit, Sicherheit, Dosierung, Rezepturen...) durchführen wollen oder müssen (wenn eine Zulassung als Medikament geplant ist) und von deren Ergebnissen abhängig machen, ob ein Produkt auf den Markt gebracht wird. Am Ende entscheiden Behörden wie das Bundesinstitut für Arzneimittel und Medizinprodukte und/oder die Europäische Arzneimittelbehörde in London über eine mögliche Zulassung als Arzneimittel. Daher wird sich kaum ein Unternehmen auf den Deal „Patentrechte gegen Herstell-Garantie“ einlassen. Die Firma Galderma, Hersteller für Hautpflegeprodukte und Arzneimittel, scheint das immerhin versucht zu haben: Sie schloss im Jahr 2003 mit der Regeneratio Pharma AG einen Vertrag ab. Die Salbe brachte aber in Studien

nicht die gewünschten Ergebnisse, so dass Galderma den Vertrag wieder stornierte.

06:50

Ort: eine Klinik, Kleinkinderweinen ist zu hören

Story: Der Zuschauer sieht zu Herzen gehende Bilder von Kindern mit entzündlichen Hauterkrankungen, die eingesalbt in Verbände verpackt werden. Arme und Hände sind bandagiert, von den Gesichtern sind nur große Augen, Mund und Nase sichtbar. Der Sprecher klärt darüber auf, dass es sich hier um die Kinderabteilung einer Spezialklinik im bayerischen Neukirchen handelt und dass Neurodermitis nicht heilbar ist. Daher konzentriert man sich in diesem Krankenhaus darauf, die Ursachen der Krankheit zu finden. „Mit Cortison behandelt man hier jedenfalls nicht“, so der Sprecher, um die ohnehin zarte Haut der jungen Patienten nicht noch weiter zu verdünnen. Gleichzeitig erfährt man, dass Patienten der Klinik oft „Verzweifelte“ sind und sich selbst als Cortison-Opfer bezeichnen.

Offene Fragen: Welche Behandlung bekommen die Kinder auf den Bildern? Handelt es sich um Fettverbände, die die geschundene Haut abheilen lassen sollen? Was ist das für eine Klinik, die offensichtlich die ganz schweren Fälle behandelt? Wie gefährlich ist Cortison, das man dort offenbar niemals auf die Haut der Kranken schmieren würde?

Fakten: Immerhin wird im Film endlich einmal eingeräumt, dass Neurodermitis keine heilbare Erkrankung ist – dem Filmtitel „Heilung unerwünscht“ zum Trotz. Die Spezialklinik Neukirchen ist ein kleineres Haus mit etwa 75 Vollzeitstellen, die meisten davon für Pflegepersonal. 10,4 Arzt-Stellen sind laut klinikeigenem Qualitätsbericht von 2008 besetzt, davon nur 4,4 mit Fachärzten, was bei einem so hoch spezialisierten Krankenhaus mit Versorgungsschwerpunkt Dermatologie verwundert. Außerdem arbeiten dort anscheinend einige Ökotrophologen, Psychologen und Pädagogen. Laut Klinikwebsite verfolgt das kleine Team ein „ganzheits-

medizinisches Behandlungskonzept für Patienten jeden Alters“ zu dem ein „aufwändiges komplexes Diagnoseprogramm“ gehört inkl. z.B. umweltanalytischer Tests und solcher auf Nahrungs- und Inhalationsallergene, Auswertung der zellulären Immunfunktion und Bestimmung des Vitamin- und Spurenelementestatus. Die Therapiemaßnahmen werden als „schadstoffausleitend, darmsanierend, diätetisch, immunregulierend, regenerierend und psychologisch aufbauend“ beschrieben und sollen „auch bei chronischen Erkrankungen eine langfristige Beschwerdefreiheit gewähren“. Die Klinik hat anscheinend ein alternatives Behandlungskonzept gewählt, das in diversen Punkten abweicht von Leitlinien medizinischer Fachgesellschaften zur Therapie von Psoriasis und Neurodermitis. Unter anderem äußert man sich auf der Klinik-Homepage kritisch zur Therapie mit Cortison, also Glukokortikosteroiden, die aber gehören laut Neurodermitis-Leitlinie zu den wichtigsten Substanzen, die bei Neurodermitis eingesetzt werden.

Der Klinikgründer und wissenschaftliche Leiter, John Gruia Ionescu, geriet in den 1990ern in die Schlagzeilen, als der Focus berichtete, die Staatsanwaltschaft Regensburg ermittele wegen „mußmaßlicher Kunstfehler, Betrugs bei der Abrechnung von Klinikleistungen und irreführender Werbung“ an den Kliniken Rötz und Neukirchen. Beide Häuser gehörten damals zu einem Unternehmen von Herrn Ionescu, laut Focus promovierter Immunologe und Biochemiker. Und: „Am Ende wurde ein Arzt wegen unerlaubter Titelführung und Körperverletzung verurteilt.“ Wer immer das war.

John Ionescu distanzierte sich übrigens selbst von Teilen der ARD-Dokumentation: Auf der Webseite der Klinik führt ein Link zu einer Pressemitteilung, die das Haus bereits am 26. Oktober 2009 herausgab. Darin erklärt Ionescu: "Wir können nach unseren langjährigen Erfahrungen bestätigen, dass Vitamin B12 hochwirksam ist, um Symptome von Schuppenflechte und Neurodermitis zu lindern. Bereits seit über 20 Jahren setzen wir Cremes und Salben mit diesem Inhaltsstoff ein. Diese lassen

wir nach unseren Rezepturen in der Apotheke anrühren.“ Er warnte aber gleichzeitig davor, allzu große Hoffnung auf Heilung durch eine Salbe zu setzen: "Es gibt leider kein Allheilmittel für Neurodermitis oder Schuppenflechte. Eine einzelne lokale Therapie, die nur die Hautsymptome behandelt, bietet kaum eine Chance auf dauerhafte Beschwerdefreiheit. Zu zahlreich sind die Faktoren, die an der Entstehung der Erkrankung und ihren Symptomen beteiligt sind."

Damit steht Ionescu in mindestens zwei Punkten im Widerspruch zu zentralen Thesen des ARD-Films: Zum einen zu der im Filmtitel angedeuteten Hoffnung auf mögliche „Heilung“ dieser Hauterkrankungen, zum anderen zum später im Film entstehenden Eindruck, der Erfinder Karsten Klingelhöller habe mit einer Vitamin-B12-Salbe einen ganz eigenen, originären Therapieansatz entdeckt, auf den niemand vor und niemand nach ihm gekommen sei. Anscheinend sind Vitamin-B12-Cremes zur Linderung von Hautsymptomen auch anderswo schon in Gebrauch und praktisch jede Apotheke kann eine solche Creme zusammensetzen.

Die Filmpassage erweckt den Eindruck, Cortison sei gefährlich. In der Tat haben Kortikosteroide, denn um die handelt es sich bei „Cortison“, eine Reihe von Nebenwirkungen: Sie können zum Beispiel die Hautschichten verdünnen und Kontaktallergien auslösen. Inzwischen gibt es allerdings etwa 50 verschiedene Wirkstoffe in vier verschiedenen starken Klassen mit sehr unterschiedlich starken Nebenwirkungen. Bei Neurodermitis werden bei sachgerechter Therapie die beiden schwächer wirkenden Klassen verwendet, außer bei extremen Schüben. Außerdem gibt es Kortikosteroide, für die in Studien gezeigt wurde, dass ihr Nutzen den Schaden für die Patienten durch mögliche Nebenwirkungen deutlich überwiegt: Hydrokortisonbutyrat, Mometasonfuroat, Methylprednisolon-aceponat oder Prednicarbat

07:50

Ort: anscheinend die Spezialklinik, ein Behandlungszimmer

Story: Die junge Mutter Cindy Friedrich hat ihren kleinen Sohn auf dem Schoß, dessen Gesicht dick verbunden ist. Sie beschreibt anrührend ihre Hilflosigkeit, wenn ihrem Kind beim Lachen die Haut der „Bäckchen“ aufplatzt, es sich an Heizkörpern reibt, um seinen Juckreiz zu stillen und wie sie sich oft fragt: „Kind, was musst Du eigentlich aushalten?“

Offene Fragen: Was soll diese Passage suggerieren? Dass man das hilflose Leiden dieses Kindes mit Hilfe einer unterdrückten B12-Creme künftig lindern könnte?

Fakten: Das Kind heißt Bastian. Seine Mutter wird später gegenüber dem stern sagen, dass es Bastians Haut wieder besser gehe, ohne dass er dafür die B12-Creme gebraucht hätte. Als das ARD-Team mit Klaus Martens in der Klinik drehte, wusste Cindy Friedrich laut eigener Aussage nicht, dass Martens über eine Vitamin-Salbe berichten wollte. Sie ging davon aus, dass es ein Film über cortisonfreie Therapie werden sollte.

09:00

Ort: leer stehende Büro- und Laborräume in Wuppertal (???)

Story: 2001 zog die Regeneratio Pharma AG in größere Räume, um sich der Aufgabe zu widmen, eine Pharmafirma für die Vermarktung der Vitamin-B12-Creme zu finden. Allerdings gestalteten sich die Verhandlungen mit den Konzernen „überraschend schwierig“ und: „Am Ende scheitern sie immer – obwohl kein Zweifel an der Wirksamkeit auf der Haut von Millionen Menschen mit Neurodermitis besteht“, so der Sprecher. Schnitt: Karsten Klingelhöller in seinem Patientenzimmer. Er sagt: „Dort wird Geld verdient. Und Geld verdient man auch an chronischem Leid. Wenn das Leid erhalten bleibt, kann man damit ganz phantastisch Geld verdienen.“

Offene Fragen: Wieso zieht eine Firma, die seit Jahren keinen Erfolg mit der Vermarktung ihres Produktes hat, in Erwartung künftiger Gewinne in repräsentative Räume? Mit welchen potenziellen Partnern wurde verhandelt und warum scheiterten diese Gespräche wirklich? Ist der Nutzen der Creme unzweifelhaft belegt?

Fakten: Möglicherweise konnte sich die Regeneratio Pharma AG aus ganz anderen Gründen mit ihren Verhandlungspartnern nicht einigen. Das deutet ein stern-Bericht an: Ein Forscher berichtet dort von mittelständischen deutschen Firmen, die diese Salbe gern vertrieben hätten, angesichts der „völlig überzogenen Preisvorstellungen der Regeneratio-Leute“ aber davon Abstand nahmen. An der Wirksamkeit der Creme bestehen zu diesem Zeitpunkt selbstverständlich Zweifel: 2001 wurden und werden überhaupt erst kleinere klinische Studien an ein paar Dutzend Patienten mit der Creme gemacht. Keine davon doppelblind. Keine davon mit Kontrollpatienten, die nur mit Placebo behandelt wurden, um Effekte zwischen beiden Gruppen realistisch vergleichen zu können.

Die Suggestion im Filmausschnitt, die Pharmaindustrie erhalte bewusst das Leid der Patienten, um lebenslang an ihnen verdienen zu können, ist eine Unterstellung von Herrn Klingelhöller. Einen Beleg für diese These bleibt der Film schuldig.

Youtube-Clip 03/05 Heilung unerwünscht

00:20

Ort: eine Novartis-Fassade in Nürnberg

Story: Bei Novartis kennt man die Creme und weiß um ihre Wirkung, so der Sprecher, sei aber an ihrer Herstellung „nicht interessiert“. Stattdessen stellt Novartis die Creme Elidel her und verkauft sie als Alternative zu Cortison-Präparaten.

Offene Fragen: Was hat die Produktion von Elidel mit der Nicht-Herstellung der B12-Salbe durch Novartis zu tun? Was heißt es, dass Novartis die Creme „kennt“? Gab es Verhandlungen?

Fakten: Elidel (Wirkstoff Pimecrolimus) ist ein das Immunsystem modulierender Calcineurin-Hemmer, der von Novartis Pharma hergestellt wird. Der Film suggeriert, das Unternehmen habe die rosa Salbe abgelehnt, um sein eigenes Produkt Elidel zu schützen. Elidel wurde am 27. 09. 2002 in Deutschland zugelassen,

und zwar als verschreibungspflichtiges Arzneimittel. Es gilt wegen seines günstigen Nebenwirkungsprofils (keine Verdünnung der Haut, weniger Hautausschläge im Gesicht) als Therapiealternative für Neurodermitis-Patienten, die Kortikosteroide nicht vertragen, und wurde in umfangreichen Studien geprüft, unter anderem, weil Tierversuche mit Calcineurin-Hemmern einen Krebsverdacht aufgeworfen hatten.

Ob eine Salbe aus einem Heimlabor, die weder vorklinische (Zellkultur- und Tierversuche) noch aussagekräftige klinische Prüfungen durchlaufen hat, von einem Pharmakonzern wirklich als bedrohliche Konkurrenz eingestuft wird, darf hinterfragt werden. Laut Vierteljahresbericht der Intendantin über wesentliche Eingaben zum Programm gem. § 10 Abs. 4 WDR-Gesetz für das Quartal 04/2009 liegen dem WDR insgesamt 16 Schreiben von Pharmaunternehmen vor, „die die Produktion der Creme aus marktstrategischen Gründen abgelehnt hatten“. Was dabei im Einzelnen unter „marktstrategischen Gründen“ zu verstehen ist, würde man gern einmal lesen.

01:00

Ort: ein ICE-Großraumwagen

Story: Auftritt des Dermatologen Torsten Zuberbier, Sprecher des Allergie-Centrums an der Charité in Berlin. Zuberbier wirkt irritiert, weil er vom Filmteam offenbar als Vertreter von Novartis befragt werden soll. Auf Elidel angesprochen, erklärt er das Wirkprinzip der Salbe, nämlich dass sie bestimmte Immunzellen der Haut in ihrer Aktivität hemmt, so Entzündungen unterdrückt und dabei spezifischer wirkt als Cortison. Nach den Nebenwirkungen von Elidel befragt, verweist er auf einzelne Patienten in den USA, bei denen nach (aber nicht zwingend durch) Anwendung von Elidel Hautkrebs aufgetreten sei.

Offene Fragen: Was ist bei dieser ARD-Anfrage gelaufen? In welcher Rolle soll Zuberbier befragt werden? Was hat er mit Novartis zu tun? Dieses Interview erscheint merkwürdig künstlich, ähnlich wie das mit Thomas Hein (siehe oben) geführte.

Wurden die Fragen des Interviewers im Zug weg geschnitten und im Studio nachvertont, und wenn ja: warum? Was wurde Zuberbier im Original gefragt?

Fakten: Torsten Zuberbier hat verschiedene Studien mit dem Elidel-Wirkstoff Pimecrolimus durchgeführt, auch zusammen mit einem Experten von Novartis Pharma, Matthias Bräutigam. Mit Bräutigam zusammen hat übrigens auch Peter Altmeyer aus Bochum den Wirkstoff Pimecrolimus an Psoriasis-Patienten getestet – finanziert übrigens direkt von Novartis Pharma, was bei Auftragsstudien der Pharma Industrie gängiges Procedere ist und normalerweise in den entsprechenden Publikationen (hier: Archives of Dermatology 2006, 142: 1138-1143) vermerkt wird. Es ist uneinsichtig, wieso der Film suggeriert, Herr Zuberbier stünde auf der Seite der Pharma-Industrie und Herr Altmeyer sei ein unabhängiger Forscher, der einfach Interesse an einer interessanten Vitamin-Creme habe. Mit Unterstützung der Pharma-Konzerne forschen beide, und das mit gutem Recht, solange sie ihre Geldgeber offen legen.

03:50

Ort: eine Klinik in Spartanburg, USA

Story: Ärzte in den USA meiden Elidel und das ähnliche Präparat Protopic. Sogar die amerikanische Arzneimittelbehörde FDA warne in einer „Black Box“ auf dem Beipackzettel „vor der Anwendung von Elidel, das als Immunsuppressivum das Abwehrsystem der Haut unterdrückt. Gewarnt wird vor allem davor, die behandelte Haut dem Sonnenlicht auszusetzen“, so der Film-Sprecher.

Fakten: Die FDA warnt mitnichten „vor der Anwendung von Elidel“. In der „Black Box“ steht lediglich – optisch hervorgehoben durch eine Umrahmung („Box“) auf dem Beipackzettel – wie man sich verhalten soll, wenn man die Creme anwendet: Man soll sie nicht dauerhaft anwenden, nur auf den Hautpartien mit Ekzem und nicht bei Kindern unter zwei Jahren. Hintergrund der „Black Box“ sind Einzelfallberichte in den USA über Patienten mit Hautkrebs

und Lymphomen nach Elidel-Anwendung. In Tierversuch an Ratten und Affen löste der Wirkstoff Pimecrolimus in hohen Dosen als Creme oder im Futter verschiedene Tumoren aus, allerdings auch nicht in allen Studien. Ein ähnlicher Wirkstoff (Tacrolimus, in Protopic enthalten) verkürzte bei UV-bestrahlten Mäusen in hoher Dosis auf der Haut die Zeit bis zum Auftreten erster Hauttumoren. Epidemiologische Studien an Menschen wiederum deuteten auf ein verringertes Krebsrisiko durch Calcineurin-Hemmer. Die Ergebnisse scheinen insgesamt schwierig zu interpretieren.

04:10

Ort: der ICE Großraumwagen.

Story: Über Torsten Zuberbier wird erzählt, er halte wenig von der Skepsis der Amerikaner in Sachen Elidel. Zuberbier selbst sagt: „Diese Black Box Warning ist inzwischen nicht mehr notwendig.“

Fakten: Die FDA hat ihre „Black Box Warning“ bislang nicht zurück genommen. Umstritten war der Hinweis allerdings von Anfang an: Unter anderem die American Academy of Dermatology und das American College of Allergy, Asthma and Immunology protestierten heftig dagegen. Sie fanden die Belege für das Krebspotenzial der Calcineurin-Hemmer zu schwach und merkten an, dass man Fütterung von Tieren schwerlich mit Hautkontakt bei Menschen vergleichen kann. Ein Ausschuss (CHMP) der Europäischen Arzneimittelbehörde kam 2006 zu dem Ergebnis, das sich nicht sagen lässt, ob Elidel Krebs beim Menschen verursacht oder nicht. Vorsichtshalber verfügte die Behörde, Elidel künftig nur noch einzusetzen, wenn eine Anwendung von Cortison nicht möglich ist. Der Ausschuss schloss sich in vielen Punkten der Argumentation der FDA an, ebenso die deutsche Leitlinie „Therapie des atopischen Ekzems mit Calcineurin-Inhibitoren“. Man hat sich also auch in Europa auf Warnhinweise und Anwendungsbeschränkungen geeinigt – ohne dass Calcineurin-Hemmer grundsätzlich als Therapeutika in Frage stehen. Man hätte also im Film gern noch

erfahren, warum Torsten Zuberbier die FDA-Warnung für überflüssig erachtet.

04:40

Ort: eine Apotheke

Story: Der Sprecher klärt auf, dass auch Kerstin Nitschke ihre Neurodermitis schon mit Elidel behandelt hat, aber: „Dass die Creme das Immunsystem der behandelten Hautflächen schwächt und bei Sonnenlicht das Hautkrebsrisiko erhöht – davon hat sie bisher nichts gewusst.“ Der Zuschauer begleitet Nitschke in eine Apotheke, wo die Apothekerin erst in der Fachkreisen vorbehaltenen Information angeblich Hinweise findet, warum man mit der Salbe nicht in die Sonne gehen darf. Die Apothekerin ist schwer zu verstehen, aber anscheinend sagt sie: „Es ist halt bei Tieren nicht beobachtet worden, dass es karzinogen ist“. Der Sprecher macht daraus die Information (von der der Patient angeblich nichts erfährt): „Bei Tierversuchen mit dem Wirkstoff Pimecrolimus – und der steckt in Elidel – sind Krebserkrankungen aufgetreten.“ Das wäre das Gegenteil der Aussage der Apothekerin.

Offene Fragen: Werden Patienten in Deutschland brisante Informationen über Elidel vorenthalten? Was steht in der „Fachinformation“?

Fakten: In der Fachinfo zu Elidel steht: „Elidel zeigt bei Tieren kein photokarzinogenes Potenzial.“ Vorsichtshalber rät die Fachinformation: „Da die Relevanz dieser Daten für den Menschen nicht bekannt ist, sollten während der Behandlung mit Elidel ausgedehnte Bestrahlungen der Haut durch ultraviolettes Licht (...) vermieden werden.“ Das entspräche der Aussage der Apothekerin im Film. In Fütterungsstudien an Tieren traten zwar lichtunabhängig Tumoren auf, aber erst bei Dosierungen, „die weit über der klinisch bedeutsamen Exposition beim Menschen lagen und daher von vernachlässigbarer klinischer Signifikanz sind. Pimecrolimus hat kein genotoxisches, antigenes, phototoxisches, photoallergenes oder photokarzinogenes Potenzial. Nach dermalen Applikation waren Studien zur embryonalen/

fetalen Entwicklung bei Ratten und Kaninchen und Studien zur Kanzerogenität an Mäusen und Ratten negativ.“ Weil bisher keine Langzeitdaten vorliegen, gilt: „Ein Risiko für den Menschen kann nicht mit letzter Sicherheit ausgeschlossen werden.“

Die wirklich relevante Aussage (auf der im übrigen auch die Warnung der FDA im wesentlichen gründet) hat der Autor des Films in der Fachinformation übrigens übersehen. Sie lautet: „Während der Anwendung von Pimecrolimus-Creme wurde bei Patienten über Fälle von Malignität berichtet, wie z. B. kutane und andere Lymphome sowie Hautkrebs.“ Die FDA bezeichnet das als „most important information“.

06:50

Ort: Praxis Dr. Ronald Januchowski, Spartanburg, South Carolina

Story: Der smarte Doktor Januchowski tritt im weißen Kittel auf. Man sieht einen jungen Allgemeinmediziner. Er berät eine schwarze Frau. In der Hand hält sie ihr Baby mit einem rosa Schnuller im Mund. Der Doktor erklärt vor der Kamera zu der Salbe, die der Autor offenbar immer mit zum Dreh nimmt: „Es funktionierte gut, vor allem die Eltern haben sich sehr gefreut. Es gab keinerlei Nebenwirkungen während der gesamten Phase. Am Ende hatte ich die gleichen Ergebnisse wie Dr. Stücker in Deutschland. Ein exzellentes Mittel gegen Neurodermitis und Ekzeme.“

Offene Fragen: Welche Reputation hat Dr. Januchowski? Kann es ein Beweis für die Wirksamkeit einer Creme sein, wenn sich Eltern sehr über die Salbe gefreut haben? Hat der Arzt Geld erhalten für die Durchführung der klinischen Studie? Wurde die Studie überhaupt mit der Regividerm-Salbe durchgeführt?

Fakten: Die Freude der Eltern sagt leider wenig über die Wirkung der Salbe gegen Ekzeme aus, wie jeder von Schuppenflechte oder Neurodermitis Betroffener weiß. Das chronische Leiden Neurodermitis verläuft in Schüben, mal bricht die Krankheit aus, mal ist die Haut ruhiger. Warum das so ist, weiß in der Medizin letztlich bisher niemand. Der in der Sen-

dung befragte Doktor ist sicher kein ausgewiesener Experte in der Dermatologie. Er hat zu dem Thema bisher nur eine einzige Arbeit publiziert – 2009 im Journal of Alternative and Complementary Medicine. Das Fachblatt aber ist keine erste Adresse für sensationelle klinische Befunde aus der Dermatologie. Publiziert werden in der Zeitschrift nach eigenen Angaben vielmehr „Beobachtungen und analytische Berichte über Behandlungen außerhalb der Schulmedizin, die Interesse wecken und Forschung rechtfertigen könnten, um deren therapeutischen Wert zu ermitteln.“ Eine Begutachtung der eingereichten Arbeiten durch unabhängige Gutachter vom Fach findet hier nicht statt, die Szene der Alternativmediziner bleibt wohl unter sich. Die Aussagen zu der angeblichen nebenwirkungsfreien und wirksamen Salbe beruhen zudem auf einer dünnen Datenbasis. Von einer Heilwirkung kann keine Rede sein, denn eine dauerhafte Wirksamkeit der Salbe wurde in der Studie von Dr. Januchowski erst gar nicht untersucht. Selbst der genaue Ablauf der vierwöchigen Studie bleibt im Dunkeln. Bei der für einen Wirksamkeitsnachweis viel zu kurzen Studie sollten ursprünglich 44 Patienten zwischen 6 Monaten und 18 Jahren mit einer Vitamin B12-haltigen Creme behandelt werden. Die geplante Zahl halbierte der Arzt jedoch nachträglich auf 21. Wie genau der Versuch tatsächlich ablief, welche Patienten wie oft und vor allem welche Körperstellen genau behandelt wurden, wird in der Publikation nicht präzise beschrieben.

Im Film erfährt der Zuschauer durch den Erzähler, der Arzt Dr. Januchowski habe die Creme vier Wochen täglich bei seinen Patienten eingerieben. Die eine Körperhälfte mit der Vitamin-B12 Creme, die andere mit einer Creme, die keinen Wirkstoff enthielt. Genau ein solches Verfahren aber wird in dem Artikel nirgends beschrieben. Zu vermuten ist, dass die Patienten nicht zweimal am Tag eigens für das Einreiben der Salbe in die Klinik gekommen sind, sondern sich vielmehr zu Hause eincremten. Damit aber fehlt die ärztliche Kontrolle, was zu Hause wirklich geschah. Den Ansprüchen an eine

ordentliche klinische Studie genügt eine solche Datenerhebung und -Auswertung nicht.

Youtube-Clip 04/05 Heilung unerwünscht

00:00

Ort: Wuppertal, die Schwebebahn

Story: Dazu der Sprecher: Oktober 2003. Weitere klinische Tests haben die Wirksamkeit von Regividerm erneut bestätigt. Kaufen kann man die Creme aber immer noch nicht. Dem Erfinder geht das Geld aus. Alle Verhandlungen mit Pharmafirmen sind gescheitert. Die Firma hält sich mühsam mit Krediten über Wasser.

Offene Fragen: Um welche klinischen Tests handelt es sich diesmal? Warum sind alle Verhandlungen mit den Pharmafirmen gescheitert?

Fakten: Bei den weiteren klinischen Tests dürfte es sich um eine Veröffentlichung handeln, die am 30. August 2003 zur Publikation im British Journal of Dermatology akzeptiert wurde. Diesmal testeten 49 Patienten mit atopischen Ekzemen an der Universität Bochum die Salbe in einer „prospektiven, randomisierten, Placebo-kontrollierten Studie“. Acht Wochen lang reibt jeder Patient betroffene Hautstellen auf der einen Körperhälfte mit einer Placebo-Creme ohne Wirkstoff ein – morgens und abends. Auf der anderen Hälfte tragen die Versuchspersonen die Vitamin B 12 Salbe auf. Bei dieser Studie kommt eine subjektive Skala zu Anwendung um zu entscheiden, welche Veränderungen auf der Haut sichtbar werden. Im Grunde entscheidet also die Versuchsperson selbst, welche Salbe auf welcher Seite besser abschneidet. Ob die Patienten zu Hause die richtigen Stellen jeweils mit einer der beiden Cremes einreiben, bleibt offen. Objektivierbare Kriterien der Wirkung wie etwa der Cortison-Verbrauch oder Arztbesuche werden nicht erhoben. Schon das Design der Studie als „Befindlichkeits-Studie“ erlaubt wissenschaftlich keine triftigen Aussagen über die angebliche Wirksamkeit der Vitamin-B12 Salbe.

Alle bisher im Film angesprochenen Studien können die zentrale

These des Filmes „Heilung unerwünscht“ mitnichten belegen: in keiner der vorliegenden Studien ist von irgendeiner Art der Heilung die Rede. Selbst über die angeblich kurzfristige Linderung der Beschwerden durch die Salbe können die Studien keine Aussage treffen, denn ihr Design lässt Möglichkeiten der Verzerrung der Ergebnisse ebenso offen wie mögliche Placeboeffekte. Zu bedenken ist zudem, dass der Hersteller die Studien vermutlich finanziert hat. Wissenschaftliche Diskussionen über den angeblich „neuen Therapieansatz“ gibt es in der Fachliteratur bis heute keine. Die Arbeit aus dem Jahr 2004 wurde in der Fachliteratur laut Google Scholar bisher 10-mal zitiert. Das ist für eine wichtige Arbeit wenig und wahrlich kein Hinweis auf eine echte Sensation. Studienautor Dr. Markus Stücker erklärte nach Ausstrahlung des Films gegenüber der Deutschen Medizinischen Wochenschrift, er habe die Rezeptur der Salbe nach dem Test „nie erhalten“. Bezüglich der „Wirkstärke“ sei die „Datenlage noch nicht ausreichend, um beurteilen zu können, ob die Vitamin-B12-Salbe ähnlich wirksam ist wie potente Therapien, etwa hochwirksame Kortikosteroide.“

01:50

Ort: Köln, eine Sitzung im Bankhaus Sal. Oppenheim

Story: Die Privatbank Sal. Oppenheim hofft offenbar auf zukünftige Milliardenengeschäfte der Wuppertaler Firma. Die Banker von Sal. Oppenheim kennen die Studien zu der Creme und wissen um die Wirksamkeit der Creme.

Offene Fragen: Warum der Erfinder von seinem Patent getrennt wird, bleibt für die Zuschauer im Dunkeln. Wieso alle Verhandlungen mit Pharmafirmen negativ ausgehen, erfährt der Zuschauer ebenfalls noch nicht. Stattdessen setzt der Film auf Eminenz statt Evidenz. Sein Motto: Wenn sich eine Privatbank mächtig engagiert, kann die Salbe nicht ohne Wirkung sein. Ein Vertreter der Bank kommt im Film leider nicht zu Wort. Der Zuschauer muss dem Autor schlicht glauben, was er erzählt.

Fakten: Risikokapitalgeber sind

in unserer Gesellschaft frei, für jede Erfindung Geld springen zu lassen, wenn sie davon warum auch immer überzeugt sind. Das gilt für Salben ebenso wie für CDS (Credit Default Swaps) oder Investitionen in Biotechnologiefirmen, die Medikamente entwickeln, die sich in der Regel als Nieter erweisen. Was immer aber die Berater der Bank über die Wirksamkeit der Salbe zu wissen glaubten, ändert aus wissenschaftlicher Sicht nichts an der dünnen Datenlage über die Salbe. Der Autor versucht hier gegenüber dem Zuschauer den Eindruck zu erwecken, dass sich Sal. Oppenheim in seine Einschätzung nicht irren kann. Seit der Finanzkrise weiß jeder, dass dieser Eindruck täuscht. Und es schlicht naiv ist, solchen Finanzexpertisen ohne wissenschaftliche Expertise blind zu vertrauen. Eine Gegenrecherche bei Unbeteiligten hat noch nie geschadet. Offenbar hatte speziell die Sal. Oppenheim-Bank noch ein paar andere Probleme. Sie ist inzwischen von der Deutschen Bank übernommen worden.

Story: Die Banker kennen die Zahlen von PricewaterhouseCoopers, die den Wert der Patentrechte der Salbe auf 936 Millionen Dollar geschätzt haben.

Offene Fragen: Was machen Firmen wie PWC eigentlich? Wie kann eine rosa Salbe mit dem Vitamin B12 und Avocadoöl zu einem Medikament werden, das eine Milliarde Dollar Umsatz generieren soll?

Fakten: Das Filmteam zeigt die Fassade von PricewaterhouseCoopers, in der angeblich die gigantischen Umsatzpotenziale errechnet wurden. Der Zuschauer erfährt nicht, wie solche Zahlen in Wahrheit zustande kommen in den Werbeprospekten von Pharmafirmen, die Kapital suchen. Dabei ist der Trick einfach: Man rechnet einfach die mutmaßliche Zahl der Patienten mit Neurodermitis und Schuppenflechte sowie weiterer mit der Salbe angeblich behandelbarer Erkrankungen zu einem möglichen Jahresbedarf hoch. Genau das kann jeder mit seinem Taschenrechner auch: Setzt man etwa fünf Millionen Patienten in Deutschland ein, die an diesen Hauterkrankungen leiden sollen und legt

den Preis einer Salbentube für drei Monate salben auf 25 Euro fest, dann landet man bei einem sagenhaften Umsatzpotential von 500 Millionen Euro pro Jahr. Allein für Deutschland. Solche Phantasiezahlen sagen über die realen Umsatzaussichten und deren Eintrittswahrscheinlichkeit kaum etwas aus. Gutachten wie das von PricewaterhouseCoopers kann sich jeder Auftraggeber gegen Geld anfertigen lassen. Über die Wirksamkeit der Creme können sie keine Aussagen treffen.

02:20

Ort: die Klinik in der Schweiz

Story: O-Ton Klingelhöller: „Eine Situation, die mich fast in den Wahnsinn getrieben hat und finanziell völlig ruiniert hat...“

Fakten: Diese Einschätzung könnte stimmen. Warum Herr Klingelhöller auf dem Dachboden eines Schweizer Spitals an einem schönen See haust, erfährt der Zuschauer nicht.

03:10

Ort: auf der Straße bei Wuppertal (???)

Story: Ein neuer Mann tritt auf. Rüdiger Weiss joggt. Er kauft die Patentrechte aus der Insolvenzmasse und versucht nun endlich, die Salbe auf den Markt zu bringen. O-Ton Weiss: „Bayer soll gesagt haben. Wenn das tatsächlich so ist wie sie das darstellen, dann haben sie ja das Aspirin für die Haut entwickelt. Wir haben sehr viel mit vielen Pharmafirmen diskutiert, die gesagt haben, wenn es so einfach ist, was ihr da habt, dann hätten wir es ja längst erfinden müssen.“

Offene Fragen: Wer ist Rüdiger Weiss? Der Mann hat keinen Titel, keine erkennbare Expertise. Er ist ein joggender Geschäftsmann, der sein Glück versucht. Warum, wieso, weshalb? Hier schweigt sich der Film aus. Er will ja den Kampf gegen Windmühlen inszenieren. Warum aber sollten Pharmafirmen wie Bayer nicht einfach Recht haben mit ihrer Einschätzung, dass die Wundersalbe schlicht und einfach nicht das Aspirin des 21. Jahrhunderts ist?

Fakten: Die Aussage von Herrn

Weiss ist eine der wenigen in der Dokumentation, die rein fachlich betrachtet Sinn ergibt. Leider wird dieser O-Ton montiert, sodass der Zuschauer annehmen muss, die Pharmaindustrie wolle aus unlaute- ren Motiven auf die Vermarktung der Salbe verzichten. Im Folgenden ver- sucht der Filme den Beweis für ein solches Komplott anzutreten. Doch auch hier stolpert der Autor und mit ihm leider auch der Zuschauer über zentrale Fallstricke der Recherche im undurchsichtigen Salbendschongel.

03:40

Ort: ???

Story: Inzwischen hat auch Herr Weiss mit vielen Firmen über die Pro- duktion der B12-Creme verhandelt. Ein Beispiel ist Thomas Schettler, der freundlich in die Kamera blickt und lächelt. Ob er wohl ahnt, wie absurd das ganze Theater ist, in dem er mit- spielt?

Offene Fragen: Wieso will kei- ne Pharmafirma die angeblich tolle Salbe im Programm haben? Das fragt sich der Zuschauer inzwischen ungeduldig. Da endlich taucht der erste knallharte Pharmamanager auf, zumindest sieht er wie einer aus. Aber ist er auch ein echter Pharma- manager, der über viel versprechen- de neue Medikamente entscheiden kann?

Fakten: Die Firma Wyeth Pharma war in der Tat eine der zehn größten Pharmafirmen der Welt, bevor sie kürzlich von der größten Pharma- firma der Welt, Pfizer, übernommen wurde. Was der Film dem Zuschauer an dieser Stelle verschweigt. Der in- terviewte Thomas Schettler ist mit- nichten Medizinischer Direktor in der deutschen Niederlassung eines der weltweit größten Pharmakon- zerne, sondern bei der Tochterfir- ma „Whitehall Much“, die zur Wyeth Consumer Healthcare Sparte ge- hört, nicht Wyeth-Pharma. Die aber vertreibt allein „verschreibungsfreie Arzneimittel“, etwa eine Vita-Sprint- B12 Lösung für Sportler. Schettler ist nicht befugt, Entscheidungen über die Entwicklung von Arzneimitteln bei Wyeth-Pharma zu treffen und wird somit irreführend eingeführt im Film. Der Witz ist, Schettler sagt

das im Grunde sogar selbst, nur tex- tet der Film gegen die Fakten an, die nicht ins Bild passen.

04:00

Ort: im Büro von Thomas Schettler?

Story: O-Ton Thomas Schettler: „Das wäre sicher auch etwas für Wyeth und ich habe das auch dem Konzern vorgeschlagen, ja, ja, aber der Konzern möchte es nicht.“ Fra- ge Autor: „Warum? Weil das nicht in das Konzept passt, was Sie machen?“ Schettler: „Das kann ich jetzt nicht näher erläutern, das ist kompliziert.“ Auf eine weitere Nachfrage erklärt Schettler dann: „Ich persönlich wür- de das sofort machen, weil ich das sehr interessant finde.“

Fakten: Das Problem ist: Was Herr Schettler für eine interessante Idee hält, im Konzern angeblich ein kompliziertes Problem ist und der Autor der WDR-Dokumentation offenbar für ein Komplott hält, lässt sich durch einen Blick auf die Fakten leicht auf- klären. Die Firma Wyeth erklärt öf- fentlich, das die Entscheidung gegen die obskure Salbe „auf den vorlie- genden, nicht ausreichenden Studi- endaten zu der Substanz“ basierte. „Im Rahmen der Prüfung habe sich heraus gestellt“, so das Unterneh- men Wyeth Pharma GmbH zu der Be- richterstattung über die Hautsalbe, „dass entscheidende Wirksamkeits- nachweise fehlten.“ Auch diese klare Einschätzung erfährt der Zuschauer leider nicht. Ebenso wenig von den Absagen einer ganzen Reihe von Fir- men, die kontaktiert wurden. Nach Lage der Dinge drängt sich schlicht der Eindruck auf. Die jeweiligen Ex- perten waren von der Wirksamkeit der Salbe nicht überzeugt.

05:10

Ort: Büro von Herrn Weiss

Story: Diese Absagen will der Film seinen Zuschauern nicht verraten. Stattdessen darf der Patentinhaber Weiss mit klarem Interessenkonflikt erneut spekulieren: „Man hat das Gefühl, wenn man mit der großen Pharmaindustrie über unser Produkt verhandelt, dass man grundsätzlich auf ein hohes Maß an Zurückhaltung stößt, weil man vermeiden möchte,

dass ein Medikament, das deutlich preiswerter ist und das keine Neben- wirkungen hat außer der durch das Vitamin B12 und Avocadoöl gegeben- en, das eine Kinderzulassung hat, dass dieses Produkt auf den Markt kommt, weil man die eigenen viel teureren Medikamente damit nicht gefährden möchte.“

Offene Fragen: Hier wird eine Ver- schwörungstheorie formuliert von einer journalistischen Quelle, die ein Eigeninteresse daran hat, an eine Verschwörung zu glauben, einfach weil sie ein Geschäft mit der Salbe machen will. Aber hat das Medika- ment wirklich eine Zulassung für Kinder? Ist es überhaupt ein Medika- ment mit einer Zulassung oder nicht vielmehr ein Medizinprodukt, für das weniger strenge Auflagen in Bezug auf Wirksamkeitsnachweise erbracht werden müssen?

Fakten: Den arzneirechtlichen Sta- tus der Salbe erklärt der Kasten zu dieser Geschichte. Auch diese Infor- mation fehlt in dem Film.

05.50

Ort: ???

Story: Auftritt eines weiteren Pharmamanagers, Wolfgang Knirsch. Er ist 2002 bei Merck in Darmstadt beschäftigt, als Manager im Lizenz- geschäft. Er sagt, die Erfinder hätten ihr Produkt vorgestellt, die Gruppe habe ihre wissenschaftlichen Arbei- ten vorgelegt. Diese seien in ver- schiedenen Gremien bewertet wor- den. Man kam zu dem Schluss dass das „Produkt nicht in das Portfolio passt und wir haben es dann abge- lehnt.“

Wieder die scheinbar so einfache Frage vor der Kamera: „Warum hat Merck abgelehnt?“ Knirsch verweist auf ein „schriftliches Statement von Merck, dem ich mich nur anschließen kann.“ In dem Dokument behauptet der Merck-Konzern laut Film, man habe Revigiderm abgelehnt, weil man sich vom Dermatologie-Ge- schäft getrennt habe. Dann kommt der Clou. Manager Knirsch nutzt das Angebot für sich privat sehr wohl. Denn der Vater hat einen Sohn, der offenbar an Neurodermitis leidet. Da- her zeigt er privates Interesse, einige Proben zu Hause auszuprobieren.

07:30**Ort:** zu Hause bei Knirsch's (???)

Story: Der Sohn tritt auf. Er habe die Salbe „knapp ein Jahr benutzt mit eigentlich sehr gutem Erfolg. Ich habe die Cortisoncreme sehr weit abgesetzt gehabt damals, weil es mit der Regividerm sehr gut ging.“

Offene Fragen: Donnerwetter, muss hier jeder Zuschauer denken. Die Salbe wirkt ja offenbar besser als Cortison. Kann das sein?

Fakten: Ein einzelner Fall sagt leider bei Medikamenten gegen eine chronische Erkrankung wie Neurodermitis nichts aus. Vor allem dann nicht, wenn nicht kontrolliert wird, wie oft und wann der Sohn Cortison in welcher Dosierung eingenommen hat. Es existiert zudem keine klinische Studie, bei der die Vitamin-B12 Salbe gegenüber einem Cortison-Präparat verglichen worden wäre. Einzelberichte wie dieser könnten schlicht Zufall sein.

07:40

Story: Der Vater und Manager darf sich selbst loben: „Mein Sohn hat sich damit wohl gefühlt“. Die Salbe scheint so gut anzukommen, dass er auf eigene Faust Kontakt zum Unternehmen aufnimmt, um weitere Proben zu erhalten. Hier tritt im Film eine neue Wendung auf. Weil es mit dem Verkauf der Salbe an Geschäftspartner nicht vorangeht, müssen die zufriedenen Ärzte und Patienten um Nachschub der Salbe kämpfen.

Offene Fragen: Warum kann eigentlich niemand die Salbe herstellen?

08:20**Ort:** eine Praxis in Kleve

Story: Hautarzt Dr. Kroll hat mit Proben aus klinischen Studien ein paar Patienten behandeln können. Jetzt hofft er auf Nachschub. „Haben Sie noch Muster?“, fragt er einen Mann im Auto, über den der Zuschauer nichts erfährt. Der tröstet den Arzt, man versuche, eine Apothekenlösung zu schaffen, das dauere. „Dann soll ich die Patienten also trösten?“, sagt der Arzt ins Telefon.

Einem weiteren Patienten ist die Creme ausgegangen. Man sieht zwei rote flächige Stellen auf seinem Arm und über dem Knie. Der Arzt sagt, das sei jetzt der Erfolg nach fünf Tagen Anwendung. Der Patient ergänzt, leider sei der Rest der Creme nun aufgebraucht. „Nach einer guten Woche Behandlung habe ich nur noch eine Rötung, sagt der Patient: „ich bin bisher immer gut klar gekommen.“

„Wie sieht es aus am restlichen Körper?“, will der Arzt wissen: „Das gleiche wie am Arm. Weiße Schuppung fast vollständig weg!“

Offene Fragen: Der Zorn bei den Zuschauern steigt, weil der Arzt um die rosa Wundersalbe betteln und seine Patienten warten müssen. Aber was belegen die immer neuen Einzelfälle?

Fakten: Neurodermitis und Schuppenflechte sind Leiden, die einem Chamäleon ähneln. Die Haut der Betroffenen verändert ihre Farbe immer wieder einmal, mit oder ohne Creme.

Youtube-Clip 05/05 Heilung Unerwünscht

00:10**Ort:** ein Hotel

Story: Im November 2008 will Klingelhöller doch noch einmal um seine Erfindung kämpfen. Wieder braucht er Geld von Investoren. Klingelhöller fährt Auto. Er will erst seine Schulden zurückzahlen, dann die Patente zurückkaufen und dann doch noch eine Firma finden, die seine Erfindung vermarkten will. Diesmal geht es um 30 Millionen Euro, Klingelhöller verhandelt mit einem Bevollmächtigten eines unbekanntem Investors. Gegenüber dem bringt er einen Experten der Bundesärztekammer (BÄK) ins Spiel. „Ich habe gestern noch mit Leuten aus der BÄK gesprochen, was passieren würde, wenn wir eine Behandlungsmethode hätten, die diese Erkrankung schnell behandeln würde. O-Ton Bevollmächtigter: Da wäre ein enormes Einsparungspotenzial innerhalb der Krankenkassen.“

Offene Fragen: Ein Erfinder ohne Patent verhandelt mit einem un-

bekanntem Investor, ohne dass klar wird, warum der das tun sollte. Was will dieser Einschub dem Zuschauer sagen?

Fakten: Eine Absichtserklärung ist kein Vertrag. Und das erwähnte Einsparpotenzial wäre nur erreichbar, wenn die Salbe einen tauglichen Wirksamkeitsnachweis erbracht hätte. Insofern verwundert es nicht, dass Klingelhöller auch diesmal leer ausgeht. Der Autor aber raunt: „Bis heute hat er keine Zusage.“

02:20**Ort:** Kleve (???)

Story: Kerstin Nitschke hat die Creme inzwischen 3 Monate getestet. Wieder ein Bild mit dem Arzt Georg Reimann vom Anfang des Films. Nitschke hat nicht alle Hautflächen behandelt, dazu reichte die Menge nicht aus. „Die Haut ist super glatt geworden, sie juckt nicht mehr“, sagt sie: „Leider müssen wir Ihnen zum jetzigen Zeitpunkt sagen, dass wir Ihnen das nicht mehr zur Verfügung stellen können“, sagt der Arzt. Die Patientin trägt es mit Fassung, die Szene sieht ein bisschen gestellt aus. Dann ergänzt sie vor der Kamera: „Wenn man jetzt aufhören muss, wo man merkt, es wirkt immer mehr und ich auch an den Beinen anfangen will, weil man dort sieht, dass die Haut um einiges schlechter ist, das wäre für mich ein absoluter Rückschlag.“

Offene Fragen: Ist es möglich, dass die Erkrankung von Kerstin Nitschke an verschiedenen Körperstellen mit unterschiedlicher Intensität ausbricht?

Fakten: Die Haut von Patienten mit atopischen Ekzem ist besonders anfällig für äußere Reize, die zu Juckreiz führen können. Typische Stellen für die betroffene Haut sind insbesondere die Armbeugen, die Kniekehlen sowie die Hals- und Gesichtspartie. Mögliche Provokationsfaktoren sind beispielsweise mechanische Reize auf der Haut, Schwitzen, bestimmte Nahrungsmittel, Alkohol und psychischer Stress. Aus der Entfernung lässt sich kaum beurteilen, welche Erfolge eine Therapie im Einzelfall hat. Eben darum müssen Ärzte heute klinische Studien durchführen, bei denen we-

der der Arzt noch der Patient weiß, welche Salbe er etwa auf welche Stellen seines Körpers aufträgt. Nur so lässt sich objektiv beurteilen, wie wirksam etwa eine Salbe ist.

02:50

Ort: unter dem Dach der Schweizer Klinik...

Story: Karsten Klingelhöller lebt in seinem kleinen Zimmer. Seine Erfindung hat ihn psychisch und physisch ruiniert. Aber noch hat er die Hoffnung nicht aufgegeben, dass es seine Erfindung eines Tages zu kaufen gibt. „Ein Medikament, das Millionen Menschen, die unter Psoriasis leiden, helfen kann“, sagt der Erzähler im Film.

Offene Fragen: Das Drama erreicht seinen Höhepunkt. Der Zuschauer ist schockiert, dass so etwas möglich sein soll. Der Film lässt keinerlei Raum für Zweifel. Aber stimmen die Beweise?

Fakten: Die Grundthese des Films erweckt den irreführenden Eindruck, dass die Salbe eine schwere Neurodermitis heilen oder zumindest lindern helfen kann. Dieser Eindruck ist durch die vorliegenden Fakten nicht belegt.

03:10

Ende: Die Spezialklinik in Neukirchen, Blende auf das Kind mit dem verummten Kopf. Die Hand der Mutter streichelt das Kind zu Gitarrenmusik.

Fazit

Der Film enthält aus unserer Sicht ein Reihe von Suggestionen sowie handwerkliche und inhaltliche Fehler, die einen Verstoß gegen das Gebot der journalistischen Sorgfaltspflicht nahe legen. Kurz gefasst konzentriert sich unsere Kritik auf vier Punkte:

1. Umgang mit medizinischen Wirksamkeitsnachweisen

Das spärliche Studienmaterial zur Wirksamkeit der Vitamin-B12-Salbe wurde verschwenderisch über den

Film ausgebreitet. Mehrfach ist von „weiteren“ Studien und Belegen „ohne Zweifel“ die Rede. Man bekommt den Eindruck, die Creme sei exzellent untersucht. Das ist nicht der Fall. Es gibt ein paar Tests mit ein paar Dutzend Probanden, von denen ein Teil noch nicht mal veröffentlicht und unabhängig beurteilt wurde. Es wird der Eindruck vermittelt, dieses Stückwerk an Daten genüge, um in Deutschland ein „Medikament“ auf den Markt zu bringen. Dafür muss aber viel mehr Aufwand getrieben werden, vom Tierversuch bis zu großen Phase III-Studien mit mehreren Hundert Testpersonen.

2. Umgang mit Protagonisten und Experten

Der Film differenziert nicht zwischen selbst ernannten und wirklichen Experten. Ist einem Mann wie Karsten Klingelhöller zu trauen, der anscheinend seit Jahren in einem Klinikzimmer in der Schweiz lebt, wo er von Erlöserträumen und Bedrohungsängsten berichtet? Der fasziniert war von seiner Erfindung, nachdem er sie anscheinend lediglich an seiner Freundin getestet hat? Im Gegenzug demontiert der Film einen angesehenen Dermatologen wie Torsten Zuberbier, weil er angeblich der Pharma-Industrie nahe steht. Damit wäre er nicht der einzige Dermatologe in Deutschland. Nichtsdestotrotz forscht er seit vielen Jahren zu dermatologischen Therapien und hat dazu zahlreiche Studien in expertengeprüften Fachzeitschriften publiziert.

3. Umgang mit O-Tönen

Mehrere Interviews (Thomas Hein, Torsten Zuberbier) wirken, als wären sie nachträglich umgeschnitten und die Fragen des Interviewers im Studio nachvertont und dabei stark gekürzt worden.

4. Umgang mit Nichtwissen

Ahnungslosigkeit gehört auf den Tisch. Ein Journalist muss sagen, was er weiß und was nicht. Stattdessen lässt der Autor seine Protagonisten vage Andeutungen machen, die im

Kopf des Zuschauers zu Fragen und möglicherweise falschen Schlüssen führen: Wollte Novartis die B12-Creme wegen der Konkurrenz zu Elidel nicht auf den Markt bringen? Wurde Klingelhöller wirklich von der Pharma-Industrie ausgebootet und von Unbekannten tötlich bedroht? Hat ein Vertreter von Beiersdorf jemals 10 Millionen Mark für die Vitaminsalben-Patentrechte geboten? Werden Patienten in Deutschland wirklich lebenswichtige Informationen über Krebsrisiken eines zugelassenen Medikamentes vorenthalten? Ist Cortison so gefährlich, dass Ärzte einer hoch spezialisierten Klinik es bei ihren Patienten nicht anwenden?

Schlussbemerkung

Eine Stellungnahme des WDR zu „Heilung unerwünscht“ war auf Anfrage des WPK-Quarterly nicht zu erhalten und soll nach der Rundfunkratssitzung am 19. Mai nachgereicht werden. Das WPK-Quarterly freut sich darauf und dankt außerdem allen Bloggern, Journalisten und Wissenschaftlern, die in den vergangenen Monaten Fakten über den Film „Heilung unerwünscht“ zusammen getragen und damit unsere Recherchen sehr erleichtert haben.]

Nicole Heißmann

arbeitet als Redakteurin beim stern in Hamburg.



Volker Stollorz

ist freier Wissenschaftsjournalist und lebt in Köln.



Fakt? Fiktion? Fälschung?

Von Markus Lehmkuhl

Dem Film „Heilung unerwünscht. Wie die Pharmakonzerne ein Medikament verhindern“ sind zahlreiche Attribute gegeben worden. Ein Satz, geschrieben von Georg Wedemeyer und Yamina Merabet im stern fasst ganz gut zusammen, worum es in den Diskussionen geht: Die beiden schreiben über den Film: „Es gibt da ein Salbe. Der Rest sind Ungenauigkeiten, Weglassungen, Beschönigungen oder ist schlicht falsch.“ Dieser Satz führt zunächst direkt in die Untiefen der Medienkritik im Allgemeinen. Falsch sei es zum Beispiel, schreiben die beiden, diese Salbe als Medikament zu bezeichnen. „Zugelassen ist Regividerm lediglich als Medizinprodukt der Klasse IIa“.

Wir befinden uns deshalb unmittelbar in den Untiefen, weil man die korrekte Bezeichnung der Salbe, die jetzt unter dem Namen Mavena vertrieben wird (siehe Beitrag von Nicole Heißmann in diesem Heft), nur in unterschiedlichen Varianten in den Titel des Films einsetzen muss, um das Problem zu erkennen.

Variante 1: „Wie Pharmakonzerne ein Medizinprodukt der Klasse IIa verhindern.“ Das geht nicht eben runter wie Öl, schon gar nicht in der ARD Primetime um 21.Uhr, die ein Millionenpublikum erreichen will oder muss. Dieser Titel macht sich schlecht in jeder Programmankündigung, darüber braucht man kein weiteres Wort zu verlieren, es braucht eine irgendwie andere Umschreibung.

Variante 2: „Wie Pharmakonzerne eine Hautcreme verhindern!“ Das, obwohl vielleicht angemessener, geht natürlich auch nicht. Das fügt sich nicht recht in den ersten Teil, „Heilung unerwünscht“. Außerdem könnte man an Sonnencreme denken, was nun nicht besonders aufregend ist. Und, was schwerer wiegt, liefert Klaus Martens im Film ja mindestens Indizien dafür, dass dieses Medizinprodukt der Klasse IIa, dass diese Hautcreme irgendwie wirken

könnte wie ein Arzneimittel, was uns zum eigentlichen Titel des Films zurückführt und uns fragen lässt: Ist die gewählte Bezeichnung Medikament in diesem Zusammenhang falsch?

Dass Kategorien wie richtig und falsch bei der Kritik von Medienprodukten mindestens tückisch sein können, wird zusätzlich illustriert durch das, was aus dem Bundesinstitut für Arzneimittel und Medizinprodukte (BfArM) verlautet. Das Institut schätzt, dass die Hauptwirkung der Salbe „pharmakologisch“ oder „metabolisch“ sei, weswegen es mindestens wahrscheinlich scheint, dass diese Salbe zukünftig nicht mehr vertrieben werden darf. Das wiederum macht eine 3. Variante der Titelformulierung möglich: „Wie eine Fachbehörde ein Medikament verhindert!“

Dieses Spiel mit den Varianten zielt nicht darauf, den Film zu verteidigen oder die Kritik des stern zu kritisieren. Sie zielt darauf zu zeigen, dass die Grenzen zwischen Wahrheit und Fälschung bei journalistischen Produkten sehr häufig nicht so klar zu ziehen sind wie es auf den ersten Blick erscheinen mag. Abhängig von der Perspektive, kann man sicherlich von sehr vielen Medienprodukten sagen, dass sie fehlerhaft seien. Davon legen zum Beispiel zahlreiche „Accuracy-Studies“ Zeugnis ab, in denen Fachleute die Faktentreue und Selektivität von Medienprodukten bewerten. Das Problem der zusammenfassenden Bewertung des stern besteht deshalb darin, dass sie recht unspezifisch ist. Man darf davon ausgehen, dass man – eine entsprechend eingehende Beschäftigung und eine bestimmte Perspektive vorausgesetzt – von nahezu jedem Medienprodukt mindestens sagen kann, dass es Ungenauigkeiten, Weglassungen, Beschönigungen und/oder Fehler enthalte.

Das Problem des Films von Martens besteht daher aus meiner Sicht weniger darin, dass er all das genannte enthält. Die Frage, die man sich stellen muss, lautet, ab wann die Zurichtung der Wirklichkeit für

die Zwecke der Dramaturgie, zu der prinzipiell jedes massenmediale Produkt gezwungen ist, eine bestimmte Schwelle überschreitet. Wo genau verläuft die Grenze zwischen mehr oder minder erhellender journalistischer Zuspitzung und reißerischer Desinformation?

Es spricht eigentlich alles dafür, diesen Film für eine reißerische Desinformation zu halten! Nochmal: Nicht, weil er Fehler, Ungereimtheiten, Weglassungen oder/und Beschönigungen enthält. Das Problem des Films von Martens ist, dass diese Ungereimtheiten, Weglassungen oder Fehler systematisch sind. Dieser Film bemisst seine realweltlichen Zutaten ganz bewusst genau so, dass daraus ein Brei wird, der nach Wahrheit schmecken soll, tatsächlich aber Trugbild ist, Fiktion. Er ist selbstverständlich keine wahre Fiktion im Sinne Dantes, der in seiner Commedia behauptet, Fiktion sei jene Wahrheit, die des Truges Antlitz böte. Der Film von Martens ist ein Trugbild, das der Wahrheit Antlitz bietet: In diesem Sinne ist er einer Fälschung vergleichbar, weil er als wahr verkauft, was gemessen an dem, was jedermann Pharmakonzernen zutraut, allenfalls wahr sein könnte. Weil es so gut zu dem passt, was viele für wahr halten, hat dieses Trugbild gute Chancen, für wahr genommen zu werden.

Erzählt wird eine Art Volksmärchen, in dem weithin geteilte Überzeugungen einer Gesellschaft (Pharmakonzerne sind übel!) in eine passende Dramaturgie gegossen werden: Das Märchen drückt aus, was sehr viele Menschen denken. Es tritt auf die nicht eben schöne, aber edle Heldin, eine rosa Salbe, die trotz ihrer Häßlichkeit den edlen Prinzen zu gewinnen sucht (6 Millionen Kranke), dafür aber Prüfungen zu bestehen hat (die Salbe muss wirken) und mit bösen Riesen kämpfen muss, die alles zu hintertreiben suchen (die Pharmakonzerne). Im Verlauf der Handlung treten Feen auf und Kobolde, die alles daran setzen, die Heldin zu unterstützen – vergeblich. Die Riesen sind zu mächtig!

Der Geschichte fehlt nur noch die Auflösung. Der Heldin müsste es gelingen, trotz aller Widrigkeiten den

Prinzen für sich einzunehmen. Es ist witzig, dass sich das eigentliche Ende des Märchens in der Realwelt tatsächlich ereignet, und zwar weil es erzählt worden ist. Es ist dabei hier nicht von Belang, was zum Beispiel der WDR über die bevorstehende Markteinführung der Salbe wusste. Ohne diesen Film hätte diese Salbe die Betroffenen wahrscheinlich nicht erreicht, entweder weil sie niemand auf den Markt gebracht hätte oder weil Betroffene nicht so effektiv über die Einführung informiert worden wären. Störend ist nur, dass ausgerechnet einer der Riesen es ist, der die Heldin zum Prinzen bringt.

Dieser Film ist zweifellos ein Zeitzeugnis, eine Dokumentation von etwas, man fragt sich allerdings, wovon. Es ist möglicherweise hilfreich, sich 200 Jahre in die Zukunft zu denken und in die Rolle des Historikers zu schlüpfen, der die Welt im beginnenden 21. Jahrhundert untersucht. Was könnte dieser Film wohl dokumentieren? Er könnte dokumentieren, welche Vorstellungen damals allgemein geteilt wurden, was bereitwillig für wahr gehalten wurde. Er könnte auch dokumentieren, welchen ökonomischen Zwängen sich

Fernsehmacher damals gegenüber sahen. Er könnte aber ähnlich einer gefälschten Urkunde des Mittelalters nicht dokumentieren, was er zu dokumentieren vorgibt, nämlich „Wie Pharmakonzerne ein Medikament verhinderten“.

Der Film ist sicher Einzelfall. Er veranschaulicht aber relativ deutlich die Zwänge, denen sich Dokumentaristen gegenüber sehen, soweit sie Filme in einem hochkompetitiven Marktumfeld erfolgreich senden wollen. Dokumentationen sind in der Regel monothematisch, sie beanspruchen relativ viel der knappen Aufmerksamkeit des Fernsehpublikums, in Deutschland in der Regel 45 Minuten. Obwohl sie so viel Aufmerksamkeit brauchen, fehlt ihnen eine überzeugende Antwort auf die für die massenhafte Nutzungsneigung zunächst entscheidende Frage: Warum soll ich mich gerade jetzt diesem Thema so lange zuwenden? Es gibt keinen aktuellen Anlass, es gibt keine aktuelle gesellschaftliche Diskussion. Eine Dokumentation muss ganz aus sich selbst heraus so viel Interesse wecken, wie es ein Sender zur Erfüllung seiner Quotenziele braucht.

Dies verleitet Dokumentationen dazu, eine möglichst steile These zu haben oder ein möglichst gängiges Thema, eines, wofür sich vermutlich eine sehr große Zahl von Menschen interessiert, in der Wissenschaft ist das besonders die Archäologie, die Paläoanthropologie, auch Zeitgeschichte, Stoffe, die, soweit es die großen Sender betrifft, einen schmalen Grad beschreiten zwischen Inszenierung und Dokumentation. Das ist in der Regel aber kein Grund für tiefer gehende Diskussionen, es ist möglicherweise tatsächlich auch nicht so bedeutsam, ob die Römer, Hunnen, Germanen, Berber, ob Ötzi tatsächlich so ausgesehen und agiert haben, wie sie in Dokumentationen erscheinen?

Klaus Martens Film gibt diesen ökonomischen Zwängen auf beeindruckende Weise nach. Es ist fast rührend, mit welcher Redundanz der WDR herausstellt, der Autor habe über ein Jahr lang recherchiert. Es wird so getan, als sei die Recherchezeit Indiz für die Wahrheit der Produktion. Auch das Entwerfen von Trugbildern braucht Zeit, vielleicht besonders dann, wenn sie der Wahrheit Antlitz bieten.]

Wunderpaste oder Quacksalbe?

Seit einem halben Jahr tobt die Diskussion um die rosa Creme aus dem Fernsehen. Während kaufwillige Neurodermitiker Apotheken überrannten, debattierten Wissenschaftsjournalisten, ob die ARD-Berichterstattung zu einseitig war. Der Rundfunkrat wird sich noch mit der Creme befassen, das Bundesinstitut für Arzneimittel und Medizinprodukte hat es bereits getan. Was ist also dran an der rosafarbenen Sensationssalbe – und was ist drin?

Seit einer Weile heißt sie anders: Statt Regividerm muss sich die rosafarbene Paste inzwischen Mavena B12 Salbe nennen. Eine Kosmetikfirma mit ähnlich klingendem Produktnamen („Reviderm“) hatte geklagt und vor Gericht gewonnen. Die 100-Gramm-Mavena-Tube ist in Apotheken zu kaufen und enthält laut Packung Cyanocobalamin (synthetisches rotes Vitamin B12), Avocadoöl, Kalziumsorbat, Zitronensäure, Wasser, Methylglukose und Sesquistearat (Emulgator). Sie kostet 20 bis 29 Euro, je nach Bezugsquelle.

Die Patentrechte für die Salbe liegen bei der Remscheider Firma Regene-

ratio Pharma GmbH, vertrieben wird das Produkt von der Mavena Health Care AG mit Sitz im schweizerischen Baden. Deutlich vorsichtiger beschreibt man dort inzwischen sein Produkt. Anders als in den ARD-Fernsehbeiträgen, wo noch Worte wie „Heilung“ und „Medikament“ fallen durften, bietet Mavena die Salbe inzwischen als „topische Zubereitung für die Indikationen Psoriasis und Neurodermitis“ an.

Das hat Gründe: Die Zubereitung ist in Deutschland nämlich nicht als Arzneimittel oder Medikament zugelassen, sondern nur als Medizinprodukt ohne pharmakologischen

Wirkmechanismus zertifiziert, Klasse IIa. Produkte der IIa-Kategorie sind laut Medizinproduktegesetz „für eine ununterbrochene Anwendung über einen Zeitraum von bis zu 30 Tagen bestimmt“ – für eine Salbe zur Behandlung chronischer und im Prinzip nicht heilbarer Hauterkrankungen wie Neurodermitis oder Schuppenflechte ein ungewöhnlich kurzer Zeitraum. Medizinprodukte müssen für Ihre Zertifizierung keine Wirksamkeitsnachweise wie ein Arzneimittel erbringen. Dass die Salbe als Medizinprodukt zertifiziert ist, sagt also nichts darüber aus, ob sie überhaupt wirkt. »

» Ob die B12-Salbe auch in Zukunft noch zu kaufen sein wird, bleibt allerdings abzuwarten: Schon im Herbst 2009 hatte die zuständige Bezirksregierung Düsseldorf das Bundesinstitut für Arzneimittel und Medizinprodukte (BfArM) nach §13 Abs. 3 Medizinproduktegesetz um Stellungnahme gebeten, ob es sich bei der rosa Paste nun um ein Arzneimittel oder um ein Medizinprodukt handelt. Da es den „wirksamen Bestandteil“ Vitamin B12 enthält, schien es zumindest nicht völlig abwegig, dass der vielleicht sogar arzneiliche Wirkung auf der Haut entfalten könnte. In der Tat gab das BfArM am 24. März 2010 eine Stellungnahme ab und kommt darin zu dem Schluss, dass die Hauptwirkung der Salbe „pharmakologisch“ oder „metabolisch“ sei. Damit wäre die Salbe Arzneimittel und kein Medizinprodukt.

Zurzeit prüft die Bezirksregierung in Düsseldorf, ob die Salbe weiterhin in Verkehr gebracht werden darf. Das Unternehmen Mavena darf in einem Anhörungsverfahren dazu Stellung nehmen. Zusätzlich hat die Bezirksregierung Düsseldorf beim BfArM nach §21 Abs. 4 Arzneimittelgesetz beantragt, das Bundesinstitut möge entscheiden, ob die Salbe eine Zulassung brauche. Sollte sich das BfArM bald dafür aussprechen, wäre die Salbe wohl erst einmal vom Markt, denn Studien, die eine Arzneimittelzulassung rechtfertigen würden, liegen bislang nicht vor: Als Medizinprodukt musste die Salbe ein simpleres Verfahren durchlaufen, als es bei einem Arzneimittel vorgeschrieben gewesen wäre.

Wo für die Vitamin-Paste ein TÜV-Gutachten und die Erlaubnis der Landesbehörde in Düsseldorf reichen, hätte der Hersteller eines Arzneimittels Sicherheit und Wirksamkeit in aufwendigen Studien über mehrere Phasen an gesunden wie kranken Probanden belegen müssen. Die Tests wären von Ethikkommissionen geprüft worden und ihnen wären Tierversuche vorausgegangen, bevor man das Mittel erstmals an Menschen getestet hätte. Wünschenswert für eine Zulassung sind klinische Arzneimittel-Studien an mehreren hundert Probanden und in verschiedenen Kliniken. In Phase III ist es üblich, sogar an mehreren Tausend Freiwilligen zu testen. Bis alle Studien vorliegen, können so zehn Jahre Forschung ins Land gehen, oft kommen dabei Kosten in dreistelliger Millionenhöhe zusammen. Die Tests eines Arzneimittels werden je nach Zulassungsverfahren von verschiedenen staatlichen Behörden und / oder der europäischen Arzneimittelagentur EMA überprüft. Wichtig ist, dass die Untersuchungen in ähnlicher Weise durchgeführt wurden, damit sie mit einander vergleichbar sind und erkennbar wird, ob die Daten in die gleiche Richtung weisen. Eine Zulassung wird nur erteilt, wenn Wirksamkeit und Unbedenklichkeit glaubhaft nachgewiesen sind.

Von dazu geeigneten Studien ist die rosa Salbe weit entfernt. Es gibt etwa ein Dutzend kleinerer Studien unterschiedlichster Machart, von denen überhaupt nur drei veröffentlicht wurden. Die restlichen wurden teils vom Hersteller selbst in Auftrag gegeben, die Ergebnisse dann aber nicht offengelegt. In den drei publizierten Untersuchungen wurden

einmal 13 Patienten mit Psoriasis über 12 Wochen mit der Creme behandelt, einmal 49 Neurodermitiker über acht Wochen und 21 Kinder (Alter 6 Monate bis 18 Jahre) mit „Ekzem“ über vier Wochen. Jede der drei Studien kam zu dem Ergebnis, dass die Creme wirke – allerdings an jeweils andersartigen Patienten mit anderer Erkrankung, verglichen mit unterschiedlichen Kontrollgruppen (oder gar keiner) und beurteilt anhand immer wieder anderer Fragebögen zum Hautzustand – die ohnehin anfällig sind für subjektive Bewertungen durch Ärzte wie Patienten. Unterm Strich sind die Ergebnisse dieser dürftigen Untersuchungen kaum miteinander vergleichbar. Bei der Kinderstudie ist noch nicht mal klar, ob das Testprodukt der Mavena B12 Salbe entsprach.

Da die Studien an vergleichsweise kleinen Probandenzahlen durchgeführt wurden, sind die Daten zudem kaum sinnvoll statistisch auszuwerten: Je kleiner die untersuchte Gruppe, desto schlechter lässt sich anhand der Zahlen abschätzen, ob ein „Effekt“ (Wirkung oder unerwünschte Nebenwirkung) nun tatsächlich dem untersuchten Produkt zuzuschreiben ist oder dem blanken Zufall. Von Effekten ganz zu schweigen, die in kleinen Gruppen gar nicht erst auftreten, weil sie dafür viel zu selten sind.

Angesichts der dünnen Datenlage kann man sich nun aussuchen, ob man die Finger von der Salbe lässt oder sich noch schnell mit Restbeständen aus der Apotheke eindeckt: Schon im Mai könnte das BfArM dem Cremem ein Ende bereiten.

(nh)

Heilung erwünscht! Wie die Medienkritik einen engagierten Film verreit

Von Karl N. Renner

Keine andere Fernsehdokumentation hat in letzter Zeit derart heftige Reaktionen ausgelst wie

Klaus Martens' Film „Heilung unerwünscht. Wie Pharmakonzerne ein Medikament verhindern“,

ausgestrahlt unter anderem im Ersten am 19. Oktober 2009. Der Film schildert den Fall des Erfin-

ders Karsten Klingelhöller, der vor 20 Jahren seiner Freundin, die an Neurodermitis litt, mit einer Creme aus Avocadoöl und dem Vitamin B12 helfen konnte. Zwei Studien an der Ruhr-Universität Bochum bestätigten die Wirksamkeit dieses Mittels, daher ließ es Klinghöller patentieren. Doch seine Versuche, das Patent in Zusammenarbeit mit einem der großen Pharmakonzerne zu vermarkten, scheiterten. Er ging darüber Bankrott. Die Pharmaindustrie, so die These des Films, wollte dieses Mittel nicht auf den Markt bringen, obwohl es wirksam ist und deutlich weniger Nebenwirkungen besitzt als die eingeführten Medikamente.

Dass Industrieunternehmen kein ausgeprägtes Interesse haben, fremde Erfindungen zu vermarkten, ist bekannt. Darüber beklagen sich die Erfinder aus allen Branchen. Und irgendwie ist das Verhalten der Industrie auch nachvollziehbar: Wer gibt schon gerne Geld für fremde Patente aus, wenn man viel Geld in die eigene Forschungs- und Entwicklungsabteilung gesteckt hat? Von der psychologischen Problematik ganz abgesehen, dass einer kleinen Garagenfirma das gelingen sollte, was man selbst nicht schafft. Insofern enthält die umstrittene Dokumentation nichts Neues.

Genau diesen wirtschaftlichen Zusammenhang rückt die Süddeutsche Zeitung in den Mittelpunkt ihrer Programmankündigung vom 19. Oktober: „Millionen von Neurodermitis-Kranken könnte geholfen werden – doch die Pharmaindustrie blockiert das Medikament. Eine ARD-Dokumentation über Profitgier und ihre Folgen.“ Da die Pharmaindustrie ein bevorzugtes Objekt der öffentlichen Schelte ist, geht das nicht ohne Polemik ab, und der FOCUS legt am 20. Oktober nach: „Die Pharmaindustrie hat sich, zusammen mit der Ärzteschaft, einen pathologisch schlechten Ruf hart erarbeitet. Der ARD-Film erweckt den solide fundierten Verdacht, dass diese Lobbygruppen sinnvolle Medikamente torpedieren, die ihren Gewininteressen zuwiderlaufen“

*Plötzlich diskutieren
Kritiker nicht mehr
über wirtschaftliche Motive
der Pharmaindustrie,
sondern über die Aussagekraft
medizinischer Studien*

Gut eine Woche später zählt dieses Argument nicht mehr. In der Ausstrahlung von ZAPP am 28. Oktober wird die Ankündigung der Süddeutschen als „völlig unkritisch“ zerrissen. Der Beitrag von ZAPP ist exemplarisch dafür, wie man den Film inzwischen überall diskutiert. Es geht nicht mehr um die wirtschaftlichen Motive der Pharmaindustrie, sondern um die wissenschaftliche Aussagekraft der medizinischen Studien, die Martens als Beleg in seinem Film verwendet. Diskutiert wird nicht mehr, inwieweit eine ökonomisch verfasste Gesundheitsindustrie die ethischen Aspekte des Heilens berücksichtigt. Diskutiert wird, ob die statistische Signifikanz der zitierten empirischen Studien hinreichend ist, um die positiven Effekte dieses Fallbeispiels zu belegen. Eine bemerkenswerte Themenverschiebung im öffentlichen Diskurs. Wie konnte es, trotz der eindeutig wirtschaftsjournalistischen Herangehensweise von Martens zu diesem Umbruch der öffentlichen Wahrnehmung des Filmes kommen?

Sucht man nach einer Antwort, tut man gut daran, sich an die Situation im letzten Herbst zu erinnern. Die Schweinegrippe ist das Thema dieser Tage. Die Schlagzeilen der BILD Zeitung verkünden Horrorszenerien mit Abertausenden von Toten. Öffentliche Gelder für Impfmittel in Millionenhöhe gehen an die Pharmaindustrie – doch kaum jemand will sich impfen lassen. „Testfall Schweinegrippe – Sind wir Versuchskaninchen der Pharmaindustrie?“, so nennt Frank Plassberg seine Sendung von „Hart aber Fair“ am 21. Oktober, und da die Dokumentation des WDR-Kollegen Klaus

Martens zwei Tage vorher lief, ist er als Gast mit eingeladen.

Doch die Idee, die Kritik an der Impfkation mit den Aussagen dieses Films zu verbinden, funktioniert nicht sonderlich gut. Die Studiogäste kennen ihn nicht. Bis auf einen: Prof. Dr. Beda Stadler. Chef der Immunologie an der Universität Bern, mit einer bemerkenswerten Liste wissenschaftlicher Publikationen und einer ebenso bemerkenswerten Anzahl von Mitgliedschaften in industrienahen Beiräten und Stiftungen, außerdem noch bissiger Kolumnist in mehreren Schweizer Zeitungen¹. Er poltert los: „Herr Plassberg, was Sie hier abziehen, ist wirklich eine Schande. Wenn man hier so etwas produziert und tut, wie wenn ein blödes Avocadoöl mit etwas Vitamin B 12 drin, eine schwere Krankheit vom Erdboden verschwinden lässt, dann ist das Betrug.“ So eindrucksvoll diese Attacke ist: Auch Penicillin war zunächst einmal nichts anders als ein blöder Schimmelpilz, der Petrischalen unreinigte und Bakterienkolonien zum Absterben brachte. Das besagt noch nichts über das Avocado-Mittel, aber wegweisende Innovationen können sehr trivial sein.

Plassberg reagiert auf die Attacke konsterniert, er verweist auf die wissenschaftlichen Studien, die die Wirksamkeit der Creme bestätigen, und kündigt an, diese im Faktencheck von „Hart aber Fair“ zu veröffentlichen. Damit ist Martens wirtschaftsjournalistische Herangehensweise aber passé. Ab diesem Zeitpunkt diskutiert man nur noch, ob die wissenschaftlichen Untersuchungen der Creme ausreichen, ihre Wirksamkeit zu belegen oder nicht.

Doch das ist noch nicht alles. Die Firma, die aus der Konkursmasse des Erfinders das Patent für Regividerm, das ist der Markenname der Vitamin B12-Salbe, erworben hat, kündigt an, dieses Mittel nicht wie zunächst geplant erst nächstes Jahr, sondern in Kürze auf den Markt zu bringen. Auch wenn man beim WDR bedauert, davon habe man nichts gewusst: der Verdacht der Schleichwerbung steht jetzt im Raum. Daher wird sehr schnell der Vorwurf laut, der Film sei nichts anderes als eine unlautere Vermarktungsstrategie für Regividerm.

Die Kritik am Film geht an seinem Thema vorbei

Versucht man die öffentliche Diskussion, die nun einsetzte, nachzuzeichnen, so dreht sie sich um zwei zentrale Argumente. Das sind zum einem die Vorwürfe, der Film und das Buch zum Film seien Bestandteil einer Marketing-Kampagne, und zum anderen sind das die Zweifel an der wissenschaftlichen Qualität der vorgelegten Studien.

Der Vorwurf, Martens habe mit seinen Publikationen Schleichwerbung für ein Medikament machen wollen, erscheint wenig plausibel, wenn man weiß, dass er seit Jahren Filme über die Machenschaften des Kölner Klüngels dreht. Journalisten, die über dieses Metier berichten, können sich keine Eskapaden leisten, sonst sind sie weg vom Fenster. Dennoch: Aufklären lässt sich ein derartiger Verdacht nur im Rahmen interner Untersuchungen der zuständigen Rundfunkanstalt. Wie der WDR auf Nachfrage bestätigte, kam die Sache dort im Februar vor den Rundfunkrat. Weitere Informationen waren nicht erhältlich, da es sich um den nicht-öffentlichen Teil der Sitzung handelte. Aber die Tatsache, dass Klaus Martens nach wie vor für den WDR tätig ist, ist ein deutliches Indiz dafür, dass dieser Verdacht entkräftet wurde.

Die Studien zu beurteilen, die zur Wirksamkeit des Heilmittels durchgeführt wurden, setzt solide Fachkenntnisse voraus und ist daher zunächst einmal eine Sache der Experten. Hier zitiert ZAPP den Pharmakologen, Prof. Schönhöfer, der sagt, die Probandenzahl sei zu gering, um die Wirksamkeit des Mittels überzeugend nachzuweisen. Das muss man zunächst einmal akzeptieren. Dennoch sind diese Studien damit nicht vom Tisch. Erinnert man sich nämlich daran, dass dieser Film kein wissenschaftsjournalistischer, sondern ein wirtschaftsjournalistischer Beitrag ist, dann ist die Tatsache, dass es sich bei diesen Untersuchungen um explorative Studien handelt, ganz anders zu bewerten. Denn die entscheidende Frage lautet dann nicht mehr: Be-

legen diese Studien die Wirksamkeit des umstrittenen Mittels? Sondern: Reichen die Ergebnisse dieser Studien aus, um weitere Untersuchungen zu rechtfertigen, die für eine wirtschaftliche Verwertung des Mittels notwendig sind?

Diese Frage lässt sich beantworten, ohne Spezialist zu sein. Mit eindeutigen Ergebnis. So ziehen Stücker u. a., die an der Uni Bochum die ersten Untersuchungen durchführten, folgendes Fazit: „The results of this clinical trial provide evidence that the recently developed vitamin B12 cream containing avocado oil has considerable potential as a well-tolerated, long-term topical therapy of psoriasis.“ Veröffentlicht wurde das nicht irgendwo, sondern in der Zeitschrift *Dermatology* (2001: 147). Einer international anerkannten Fachzeitschrift für klinische Forschung und Grundlagenforschung in der Dermatologie. Noch bemerkenswerter ist, wie sich im Film verantwortliche Mitarbeiter von Pharmafirmen zur Qualität der Salbe äußerten. Dr. Schettler, von Whyett Pharma in Münster sagt, er habe das Mittel vorgeschlagen. Der Konzern wolle es nicht, weil es nicht ins Konzept passe. Er würde es machen. Dr. Knirsch von Merck darf zu diesem Thema nichts sagen, der Konzern erlaubt es ihm nicht. Aber er hat die erhaltenen Proben an seinen Sohn weitergegeben, der sie mit gutem Erfolg benutzt, um seine Neurodermitis zu lindern.

Doch seit dem denkwürdigen Auftritt von Prof. Stadler spielt diese Argumentation in der öffentlichen Diskussion keine Rolle mehr. Warum? Fest steht: Wie bei der Schweinegrippe geht es auch hier um sehr viel Geld. Eine Studie, die PricewaterhouseCoopers zum erwartbaren wirtschaftlichen Ertrag von Regividerm erstellt hat, spricht von einem Marktvolumen von knapp eine Milliarde Dollar. Dass in einem solchen Umfeld Lobbyisten am Werke sind, liegt auf der Hand. Doch all den Verschwörungstheorien, die zu Regividerm inzwischen im Netz grassieren, soll hier keine weitere hinzugefügt werden. Viel wahrscheinlicher ist, dass Prof. Stadler die Gunst der Stunde gekonnt genutzt hat, um mit einem Red Herring von der Schweinegrippe abzulenken.

Dass damit auch die Diskussion um die Verwendung von Vitamin B12 zur Behandlung von Neurodermitis vom Tisch war, war vermutlich nur ein angenehmer Nebeneffekt.

Es ist peinlich, wie die Medienkritik elementare Recherche- regeln missachtet

Peinlich allerdings, wie die Avantgarde der deutschen Medienjournalisten in ihren Beiträgen zum Film von Martens auf diese PR-Aktion abgefahren ist und wie sie dabei die elementarsten journalistischen Regeln missachtet hat. Dass man Quellen auf ihre Glaubwürdigkeit überprüfen sollte, scheint hier überflüssig zu sein – und das in diesem Umfeld.

So beruft sich Stefan Niggemeyer in seinem Blog zum „Wundersalbenmassaker“² zunächst auf den „anonymen (sic!) Pharma-Blogger „Hockeystick“ und dann auf den Blog „Prinzipien“ von David Beckwermert, der seine Stellungnahme zu Martens Film folgendermaßen beginnt: „Ich habe den Beitrag nicht gesehen [...] würde dazu aber doch ganz gerne mal etwas schreiben.“³

ZAPP⁴ vergisst beim Filmausschnitt mit dem denkwürdigen Auftritt von Beda Stadler einen Hinweis auf dessen Nebentätigkeiten und überlässt das letzte Wort der Sendung Thomas Schwennesen, der hier als Vertreter des Deutschen Neurodermitis Bundes firmiert. Darüber hinaus ist er aber noch Vorsitzender von zwei weiteren Selbsthilfeorganisationen und Inhaber des Projekt Media Verlags⁵. Dass auf der Homepage des Deutschen Neurodermitis Bundes eine eindeutige Empfehlung des Neurodermitis-Mittels Elidel zu finden ist, das von Novartis auf den Markt gebracht wurde, kann da nicht mehr überraschen.⁶ Dabei wäre ZAPP auf diesen Patientenfunktionär gar nicht angewiesen gewesen, denn bereits vier Tage vor der Sendung war die nüchtern argumentierende Erklärung der „Psoriasis Selbsthilfe Arbeitsgemeinschaft“ im

Netz, die mit der Kritik an Martens nicht zurückhält, aber dennoch zum Ergebnis kommt: „Man merkt, dass der Autor mit viel Engagement und Herzblut einen Fall darstellt, den er selbst unerträglich findet. Der Beitrag engagiert sich für die Sache der Patienten und klärt auf.“⁷]

¹ http://www.immunology.unibe.ch/wiki/Files/cv_beda_stadler_2008.pdf

² <http://www.stefan-niggemeier.de/blog/das-wundersalbenmassaker/>

³ <http://principien.de/2009/10/21/die-supersalbe-regividerm/>

⁴ http://www3.ndr.de/sendungen/zapp/archiv/medien_wirtschaft/salbe102.html

⁵ <http://www.schwennesen.de/>

⁶ http://www.neurodermitis-bund.de/im_fokus.php

⁷ <http://www.psoriasis-selbsthilfe.org/component/content/article/36/68.html>

Prof. Dr. Karl N. Renner



ist seit 1995 Professor für Fernsehjournalismus am Journalistischen Seminar der Universität Mainz. Er hat zuvor als freier Filmautor und Fernsehjournalist für den Bayerischen Rundfunk und das Magazin EINS PLUS WISSENSCHAFT von ARD EINS PLUS gearbeitet.

Die dpa wertet die Wissenschaft auf

Mit dem Umzug nach Berlin reorganisiert sich die größte deutsche Presseagentur grundlegend. Das hat Folgen, auch für die Wissenschaft. Das WPK-Quarterly sprach mit der neuen Chefin der künftig eigenständigen „Redaktion Wissen“, Silvia Kusidlo.

Was verändert sich bei der dpa mit dem Umzug nach Berlin?

Die Veränderungen sind zum Teil grundsätzlicher Art. Beispielsweise in der Politik: Es gibt heute ein Ressort für internationale Politik und ein Ressort Politik Deutschland. Das wird künftig gebündelt in einer großen Redaktion. Es wird in Berlin auch eine Art Task Force geben. Dabei kommen bei großen Themen Fachkräfte aus mehreren Redaktionen an einem Sondertisch zusammen. Ein Topthema wie die Schweinegrippe könnte künftig von einer solchen Task Force bearbeitet werden. Da sitzt dann jemand von der Wissenschaft, da hilft ein Redakteur, der sehr versiert ist auf dem Feld der Gesundheitspolitik, und da könnte auch ein guter Reportageschreiber sitzen. Es wird dann sehr enge Absprachen mit Grafik und Foto geben. Das Team kann somit ein veredeltes, noch besseres Produkt als heute anbieten. Ebenfalls neu ist unter anderem ein internes Nachrichtenportal, das den Kunden die Topthemen präsentiert samt Fotos und Grafiken. Einer der wichtigen Punkte dabei ist, dass die Kunden ihre Anregungen oder Kritik dort in einem Kommentarfeld hineinschreiben können und direkt auch eine Antwort bekommen von der entsprechenden Redaktion.

Heute ist es manchmal schwierig, gleich den richtigen Ansprechpartner bei der dpa zu finden. Das soll in Zukunft alles ein bisschen geschmeidiger gemacht werden – und kundenfreundlicher.



Silvia Kusidlo wird künftig die neue Wissens-Redaktion der dpa leiten.

Welche Veränderungen kommen denn auf die Wissenschaftsredaktion zu?

Es war lange Zeit so, dass die Wissenschaft mit zwei Redakteuren

besetzt war und dann um eine Person aufgestockt worden ist. Heute besteht das Team aus Simone Humml, Till Mundzeck sowie Thilo Resenhoef für das Dossier Wissenschaft. Künftig wird eine Stelle hinzukommen, nämlich meine. Die Wissenschaft ist derzeit ein Teilbereich des Ressorts Vermischtes, d.h. wir haben das Kernvermischte und drumherum wie Satelliten drei Fachtische: die Kultur, die Medien und eben die Wissenschaft. Das wird in Berlin anders sein. Die Wissenschaftsredaktion wird dann eigenständig und künftig „Redaktion Wissen“ heißen.

Wir werden ein etwas anderes Konzept in Berlin verfolgen, alle Redaktionen sollen flexibler und besser vernetzt arbeiten. Einen bestimmten Prozentsatz unserer Arbeit stellen wir auch anderen Redaktionen zur Verfügung, nach dem Motto: Immer da, wo es brennt, ist auch Unterstützung willkommen. Umgekehrt natürlich auch: Wenn es in der Wissenschaftsredaktion brennt, dann bekommen wir auch Hilfe. Unterm Strich bedeutet das, dass wir nicht mehr an reiner Arbeitszeit haben werden. Wir können also nicht die Quantität steigern und mehr Texte anbieten. Aber wir erwarten andere positive Effekte. Das betrifft die Redaktion Wissen ebenso wie andere Teams.

Und was genau versprechen sie sich?

Eine stärkere Vernetzung fördert frühzeitige Planungen, bündelt Expertenwissen und kann somit die

Qualität steigern. Also im Moment muss man sich das so vorstellen: dpa hat drei Haupt-Standorte. Das sind die Bildredaktion in Frankfurt, die Zentrale des Basisdienstes in Hamburg und das Ressort Politik Deutschland in Berlin. Zusätzlich haben wir noch Tochterunternehmen, zum Beispiel die Grafiker oder den Themendienst für Ratgeberstücke. Sie sitzen in Hamburg, aber in anderen Gebäuden als die Basisredaktionen. Kurzum: Derzeit sind wir relativ verstreut.

Das Ziel besteht nun darin, alle an einem Standort in einem Newsroom in Berlin zu vereinen. Also konkret für die Wissenschaft bedeutet das, dass die Zusammenarbeit mit der Politik beispielsweise intensiviert werden kann. Das geschieht jetzt telefonisch, aber man kann sich ja vorstellen: Wenn man in einem großen Raum gemeinsam arbeitet und es geht um die Klimakonferenz oder die Stammzellforschung, das dann Kurzkonferenzen und Absprachen mit Kollegen viel besser zu bewältigen sind als über den umständlichen Dienstmeldungsweg oder das Telefon. Man kann schneller auf Themen reagieren und besser crossmedial zusammenarbeiten. Dann sind auch die Absprachen etwa mit Grafik, Foto oder Audio- und Video einfacher. Das alles lässt sich besser bewerkstelligen, wenn man in einem großen Newsroom direkten Kontakt hat.

Wenn ich Sie richtig verstehe, wird die Wissenschaft innerhalb der dpa also moderat aufgewertet. Wie wirkt sich das praktisch aus?

Die Wissenschaft ist künftig selbstständig, was den positiven Effekt hat, dass wir zum Beispiel auf allen Konferenzen eigenständig vertreten sind. Ich erhoffe mir davon, dass wir unsere Anliegen besser als bisher einbringen können. Und auch die Wissenschaft wird von der stärkeren Vernetzung profitieren, beispielsweise bei Forschungsthemen an der Nahtstelle zur Politik. Thematisch wird die Redaktion Wissen übrigens künftig auch den Bereich Raumfahrt kom-

plett bearbeiten und möchte dieses Themenfeld qualitativ aufwerten.

Was sind denn Ihre Anliegen?

Mein Anliegen besteht im Wesentlichen aus zwei Punkten: Zum einen dürfen wir kein „Elfenbeinturm-Dasein“ führen. Das ist zwar derzeit auch nicht der Fall, aber wir müssen noch präsenter sein. Sobald es im weitesten Sinne um Wissensthemen geht, dann wollen wir gehört werden. Wir möchten kein Eigenleben führen.

Mein zweites Anliegen ist die Förderung des journalistischen Nachwuchses bei der dpa. Wie sicherlich auch in anderen Häusern, beobachten wir immer wieder eine Scheu vor Wissenschaftsthemen. Viele Volontäre und Redakteure wagen sich an solche Themen nicht heran. Ich fände es schön, wenn man stärker auch den journalistischen Nachwuchs an die Wissenschaftsberichterstattung heranführt. Meiner Ansicht nach sollte jeder Redakteur in der Lage sein, zum Beispiel über neue AIDS- oder Grippezahlen zu berichten. Deshalb ist es mir wichtig, dass die Redaktion Wissen eine eigenständige Volontärstation bei dpa wird. Jetzt kommen zwar auch schon einige Volontäre in die Wissenschaft, aber meist nur kurz und viele kommen gar nicht.

Außerdem wünsche ich mir wieder mehr Praktikanten im Wissenschaftsbereich. Früher gab es regelmäßig Praktikanten, von denen heute viele gestandene Wissenschaftsredakteure sind. Das stärkt natürlich die Kundenbindung. Dies will ich gern wieder aufleben lassen. Daher möchte ich Werbung machen! Wer bereits praktische Erfahrungen im Wissenschaftsjournalismus gesammelt hat und das noch ausbauen möchte, der kann sicherlich von einem dpa-Praktikum profitieren.

Mit Hilfe der Volontärsausbildung bei Ihnen dürfte sich die Scheu der Redaktion vor der Wissenschaft aber nur langfristig vermindern. Ist es denn zukünftig geplant, dass über den Tisch der Redaktion Wissen alles geht, was von Redakteuren anderer Ressorts gemacht

wird und Wissenschaftsbezug aufweist, etwa so wie bei der New York Times?

Nein, das ist bei der dpa so nicht geplant. Es gibt ja viele Themen, die für den Basisdienst nicht interessant sind, weil sie zu regional angelegt sind. Und ich muss einräumen, dass wir personell überfordert wären, würden wir auch solche Themen mit betreuen. Das, was für den Basisdienst in irgendeiner Form relevant ist, das geht immer über unseren Tisch. Aber eine Hochschul-Pressemitteilung, die nur für einen Landesdienst von Interesse ist, können wir nicht bearbeiten.

Gut, aber bleiben wir mal beim Basisdienst: Die Korrespondenten, die zum Beispiel aus dem Bundestag berichten über ein Thema mit Wissenschaftsbezug, geht das automatisch über Ihren Tisch oder sind die Redakteure lediglich gehalten, sie einzubinden, wenn Sie unsicher sind oder dergleichen?

Das ist unterschiedlich. In der Regel werden die Wissenschaftskollegen bei Fachfragen oder Absprachen eingebunden, manches Thema läuft aber auch komplett über die Wissenschaft. Das war zum Beispiel bei der Schweinegrippe oft der Fall. Bei diesem komplexen Thema war die Fachkompetenz der Wissenschaftskollegen gefragt, die zudem einen riesigen Meldungsstrom aus aller Welt kanalisieren und zusammenfassen mussten. In Berlin wird es aber leichter sein, wenn ein Kollege etwa bei einem bundespolitischen Thema mit Wissenschaftsbezug sagt: „Kannst du mir bitte mal über die Schulter schauen, ob die Erklärung hier im Text fachlich korrekt ist.“

Ich möchte noch mal zurückkommen auf das, was sie über den Elfenbeinturm gesagt haben. Sie selbst sagen, dass sie noch nie Elfenbeinturmthemen gemacht haben. Aber sie suchten ja schon nach Nachrichten in Science, Nature oder anderen Fachpublikationen. Das Dossier von dpa hat ja diesen Charakter, das zielt ja auch primär auf Wissenschafts-

ressortseiten ihrer Kunden. Soll sich daran etwas ändern?

Nein, „Nature“ oder „Science“ werden ja nicht nur für das Dossier Wissenschaft, sondern auch für den Basisdienst ausgewertet. Da müssen wir gar nichts verändern! Da machen wir ein sehr gutes Angebot und die Mischung stimmt. Diese Meldungen haben sehr gute Abdruckerfolge. Da haben die Kollegen – ob im aktuellen Dienst oder im Dossier – ein exzellentes Händchen.

Das Dossier Wissenschaft hat 80 Kunden und erscheint wöchentlich. Die wöchentliche Erscheinungsweise ist, wenn man ehrlich ist, ein bisschen veraltet. Deshalb ist gerade eine Online-Variante in der Testphase, bei der Meldungen gesendet werden, sobald sie fertig sind.

Wenn ich das, was sie über die Vernetzung mit anderen gesagt haben, richtig deute, wollen sie aber künftig schon Themen, die gar nicht primär der Wissenschaft entstammen, aber Wissenschaftsbezug aufweisen, durch wissenschaftliche Expertise aufwerten. Das ist ja eine ziemlich weitreichende Sache, weil es ja nichts weniger erfordert als einen Perspektivenwechsel. Sie wollen ja zusätzlich stärker an Themen ran, die nicht originär aus der Wissenschaft kommen. Wie wollen Sie das denn konkret machen?

Ich muss sagen, dass das prinzipiell keine Entwicklung ist, die wir für die Zukunft anpeilen. Das machen wir jetzt auch schon. Ich hoffe aber, dass wir das noch etwas ausbauen können – in einem gewissen Rahmen. Das fängt schon bei Planungskonferenzen an, auf denen wir vielleicht etwas mehr zu dem einen oder anderen Thema aus wissenschaftlicher Sicht beisteuern können.

Ich möchte noch mal nachhaken und etwas provozierend nach dem Konzept dieser Art von Berichterstattung fragen, die Sie da allgemein entworfen haben und die in dieser Allgemeinheit auch sehr plausibel klingt. Aber wenn ich das ernst nehme und etwas konkreter werde, dann



Das neue Domizil der dpa im Herzen Berlins. Hier wird Deutschlands größte Nachrichtenagentur künftig ihre Ressourcen konzentrieren.

würde ich es als erstrebenswert ansehen, wenn die Wissenschaft aufschreit, sobald in Berlin wieder irgendeine Sau durchs Dorf getrieben werden soll, obwohl es wissenschaftliche Expertise gibt, die, um im Bild zu bleiben, diese Sau als solche entlarvt, weil ein Vorschlag, gemessen an dem, was an wissenschaftlicher Expertise vorliegt, am Kern der Sache vorbeigeht oder schlicht unrealistisch ist oder dergleichen. Das Problem mit dieser Expertise besteht aber darin, dass Sie nicht auf der Straße liegt. Sie müssten aktiv Informationen beschaffen, die niemand von sich aus publik gemacht hat. Ich möchte mal etwas provozierend fragen, ob so etwas die dpa nicht überfordert, deren Tätigkeit aus meiner Sicht vor allem darin besteht, aus einem Pool verfügbarer PR-Mitteilungen jene auszuwählen, die zum Zeitpunkt x relevant sind?

Wenn ich sie richtig verstehe, meinen Sie so eine Art investigativen Journalismus.

Ja, wenn sie so wollen. Das hat etwas Investigatives. Aber ich scheue vor diesem Begriff zurück, weil da jeder gleich an Watergate denkt und an Informationen, die geheim sind. Und das genau ist bei dieser Art von Expertise, die ich meine, nicht der Fall. Aber es

ist schon investigativ in dem Sinne, dass hier Journalisten Informationen beschaffen, von denen kein Mensch wollte, dass sie publik werden, weil keine organisierten Interessen dahinter stehen. Das sind deshalb keine Geheimnisse. Sie lassen sich aber eben nicht mit den gängigen dpa-Routinen – „Pressemitteilung kommt rein, nehme ich oder nehme ich nicht“ – bearbeiten.

Was die Wissenschaft betrifft, wäre das eine Überforderung. Da müsste man wirklich so viel Manpower haben und so viel Recherchekapazitäten, das sprengt unseren Rahmen. Ich sehe dpa in Ihrem skizzierten Bild aber eher in der Mitte: dpa schlägt keinesfalls nur Pressemitteilungen um, sondern wir schieben sehr viele Themen an und haben etliche Exklusivmeldungen quer durch alle Ressorts. Aber wir werden mit unserem Wissenschaftsteam vermutlich keinen Forscherskandal aufdecken oder extrem aufwendige Recherchen betreiben und dabei unsere tägliche Berichterstattung zum Unmut vieler Kunden vernachlässigen. Wir sind eine Nachrichtenagentur mit begrenzten Bordmitteln, aber einer hoch motivierten Mannschaft, die ihr Bestes gibt.]

Mit Silvia Kusidlo sprach Markus Lehmkühl

Das Online-Experiment DRadio Wissen

Seit Januar 2010 ist der dritte Ableger des Deutschlandradios auf Sendung: Der Kanal spricht auf sämtlichen digitalen Verbreitungswegen vor allem Studenten und die Generation Internet an.

Von Christian Eßer

So hört es sich also im digitalen Geburtskanal an: Es scheppert metallisch, dazu ein verzerrtes Geräusch, als würde ein Tonband in der falschen Geschwindigkeit abgespult, eine Frau, wie von fern, haucht: „Deutschlandradio Wissen“. Ein letzter elektronischer Tusch, dann – nach einer winzigen Pause – ertönt glasklar eine andere weibliche Stimme: „Ja, da sind wir, liebe Freunde der niveauvollen Radiounterhaltung!“ Geburtstag: 18. Januar 2010, 6 Uhr morgens.

In den ersten zehn Sekunden des neuen Senders klingt schon an, was DRadio Wissen ist, was es will und wen es anspricht: Ein digitales Radiolabor, in dem auf unterhaltsame, aber niveauvolle Art und Weise einem jungen Publikum Informationen dargeboten werden sollen. Entsprechend sind die Musikfetzen, die Stefan Kozalla alias „DJ Koze“ entwickelt hat: Da wird noch geklöpelt und mit Tönen experimentiert, das elektronische Zwischenergebnis verkraften die am besten, die mit einem Computer groß geworden sind. Die weibliche Stimme stammt von Rebecca Link, eine von mehreren Moderatorinnen und Moderatoren, die auch schon für das Jugendradio EINSLIVE auf Sendung gegangen sind. Sie duzt die Hörer, die lockere Ansprache klingt so gar nicht nach Deutschlandradio.

„Lebendig, spielerisch und nicht zu jeder Tageszeit todernst“ soll der Senderstil nach Willen des Deutschlandradio-Programmchefs Günter Mächler sein. Redaktionsleiter Ralf Müller-Schmid wünscht sich „ein hei-

teres Herangehen an die Dinge, auch an die Wissenschaft“. Vom leichten, charmanten und teilweise ironischen Stil angelsächsischer und amerikanischer Programme könne man in Deutschland noch einiges lernen. Allerdings ging gleich am ersten Sendetag ein wohl ironisch gemeinter Schuss nach hinten los. Unter dem Titel „Was hält die Zukunft für DRadio Wissen bereit?“ darf der „geprüfte Astrologe des deutschen Astrologenverbandes“ Jan Reimer einen Blick in die Sterne wagen und „ein richtiges Horoskop“ erstellen. Nach längerer Interviewzeit dann das wenig überraschende Ergebnis: „Bildung, Wissen und Horizonterweiterung“ lasse sich aus dem Horoskop ablesen, verkündet der Astrologe. Enttäuscht und verständnislos wandten sich einige Hörer ab, in den Blogs machte schon das böse Wort „Fehlstart“ die Runde. Sollte das Astrologiethema mit einem Augenzwinkern zu verstehen gewesen sein? „Das war nicht nur ein



Augenzwinkern, das war schon ein heftiges Klappern mit den Lidern“, sagt Ralf Müller-Schmid. Er nehme die Kritik aber gerne an. Sie spiegle eine hohe Erwartungshaltung, die an den neuen Sender herangetragen

wird, und helfe beim ständigen Entwicklungsprozess weiter.

Wer hinter DRadio Wissen ein Sammelsurium aus Beiträgen á la „Forschung Aktuell“, „Wissenschaft im Brennpunkt“ und „Campus & Karriere“ vermutet hatte, hört sich getäuscht. Auch wenn immer mal wieder Beiträge dieser Formate eingebaut werden, bleibt die grundsätzliche Ausrichtung eine andere. Das hat mit einem weiter gefassten Wissensbegriff zu tun, der auf der Homepage folgendermaßen beschrieben wird: „Wissen, das ist nicht nur Wissenschaft. Wir senden, was hilft, die Welt in ihrer Vielfalt zu verstehen.“

Neben Wissenschaft finden auch Politik, Kultur, Medien und Vermischtes ein Plätzchen im Programmschema des Senders. Zwischen sechs Uhr morgens und sechs Uhr abends geben die viertelstündlichen Nachrichten (Welt- und Wissensnachrichten wechseln sich ab) den Takt vor. Sie unterteilen die Stunden in thematisch getrennte Quadranten: „Agenda“, „Natur“, „Medien“, „Globus“, „Kultur“ etc. Das Thema Internet nimmt eine dominante Rolle ein. Da gibt es den „Netzreporter“, die „Webschau“ und auch durch alle anderen Quadranten spinnt das weltweite Netz seine Fäden. Das ist nicht weiter verwunderlich, schließlich richtet sich das Programm an eine Generation, für die das Internet zum Über-Medium geworden ist. Das World Wide Web ist für DRadio Wissen Hauptverbreitungsweg, Thema und – über den eigenen Blog sowie Foren – Empfangsstation zugleich.

Werktags zwischen 18.30 und 20 Uhr wagt DRadio Wissen ein interessantes Experiment. In der „Redaktionskonferenz“ plaudern einige der gut ein Dutzend Redakteure – die meisten zwischen 25 und 35 Jahre – über die Themen der vergangenen und der nächsten Sendungen. Was war gut,

was ist verbesserungswürdig? Hörer kommen zu Wort und Gäste häufig zu Gesang. Ein Experiment, das oft funktioniert und Spaß macht, hin und wieder aber auch daneben geht und sich dann anhört wie belangloser Bür-

gerfunk. So ist das mit Experimenten. Im „Radiolabor der Zukunft“ (Müchler) sind Vorführeffekte eingeplant. Der Quadrant mit dem Titel „Meine Zukunft“ richtet sich an junge Menschen, die vor der Berufswahl stehen und an Studenten, die sich mit veränderten Bildungsbedingungen auseinandersetzen müssen. Wahre Universitätsatmosphäre kommt wochentags zwischen 20 Uhr und 21 Uhr in der Sendung „Hörsaal“ auf. Hier finden also Vorlesungen statt, meist zu den Themen Philosophie, Psychologie und Rechtswissenschaften. Das ist auch etwas für die „älteren Semester“ und wie im echten (Studenten)Leben: Mal gähnend langweilig, mal geht die Zeit ganz schnell rum.

Das Budget von DRadio Wissen fällt vergleichsweise gering aus: 6,9 Millionen Euro pro Jahr stehen für das Online-Experiment zur Verfügung. Bei einem Deutschlandradio-Gesamthaushalt von knapp 203 Mil-

lionen Euro (Stand 2008) macht das einen Anteil von nur drei Prozent. Im Vergleich zu den beiden Vollprogrammen Deutschlandfunk und Deutschlandradio Kultur braucht DRadio Wissen aber auch nicht viel. Aus der Not, ein 24-Stunden-Programm füllen zu müssen, versucht DRadio Wissen eine Tugend zu machen, indem es Eigenproduktionen aus dem schier unerschöpflichen Fundus der Deutschlandradiofamilie mit Sendungen anderer Programme mischt: Hier etwa „Forschung aktuell“, da eine halbe Stunde „IQ“ vom Bayerischen Rundfunk und auch ein paar exotischere Zutaten wie Programmeile des Schweizer Radios DRS, Radio France und BBC Radio 4 (mit den Sendungen „Thinking Allowed“ und „Material World“) sind dabei. „Wir behaupten ja gar nicht, dass die besten Wissenssendungen ausschließlich in den Köpfen unserer Redakteurinnen und Redakteure entstehen“, erklärt

Günter Müchler, „sondern ein Wissensprogramm muss offen sein, offen für das Beste aus der Welt des Wissens“.

Ein Experiment. Den Programmverantwortlichen ist klar, dass ihnen die ganze Chose um die Ohren fliegen kann – zumindest theoretisch. Denn die Quote ist zwar wichtig, aber nicht die Hauptsache. Ebenso wichtig ist es, Erfahrungen mit einem neuen Format zu machen, selbst zu lernen, um zukunftsfähig zu bleiben. Ein Experiment – bei dem alle hoffen, dass der Radiofunke überspringt.]

Christian Eßer

ist Wissenschaftsjournalist und arbeitet in der WPK Geschäftsstelle in Bonn.



Stipendien für Wissenschaftsjournalisten im Ausland

Warum in der Nähe bleiben, wenn das Gute liegt so fern? Im Ausland können Wissenschaftsjournalisten Geschichten finden, Kontakte knüpfen – und auch mal abschalten.

Von Christian Eßer

Im Paradies für Wissenschaftsjournalisten gibt es keine Deadlines, keinen neuen „Durchbruch“, der schnell zu Papier gebracht werden müsste. Stattdessen: Offene Labortüren, Gespräche mit den klügsten Köpfen der wissenschaftlichen Welt, ein reichhaltiges Studienangebot und vor allem viel Zeit. Es ist verboten zu arbeiten und bekommt dafür noch Geld.

„Das waren wirklich paradiesische Zustände“, erinnert sich Richard Friebe. 2006 war er „Knight-Fellow“ am MIT in Cambridge. Jedes Jahr ermöglicht die Knight Foundation bis zu zwölf Wissenschaftsjournalisten einen neunmonatigen Aufenthalt. Sämtliche Angebote des MIT und der Harvard University stehen den Knight-Fellows offen. Bis auf einen Pflichtkurs konnte Richard Friebe während seines Sabbaticals tun und lassen, was er wollte: Sich mal in die Wissenschaftsgeschichte vertiefen, Sprachkurse belegen, mit renom-

mierten Forschern Stammzellen analysieren und sich mit Journalistenkollegen aus anderen Ländern austauschen. Zwei Jahre später reiste der freie Wissenschaftsjournalist Sascha Karberg als Knight-Fellow an die amerikanische Ostküste – und nahm seine Frau sowie seine drei Kinder gleich mit (siehe Interview in dieser Ausgabe).

Allerdings ist es für deutsche Wissenschaftsjournalisten nicht ganz leicht, einen der begehrten Knight-Fellowships zu bekommen. Die Hälfte der zehn bis zwölf Plätze wird an US-amerikanische Staatsbürger vergeben. Neben der allgemeinen Qualifikation (drei Jahre wissenschaftsjournalistische Berufserfahrung) muss der Bewerber zudem eine gehörige Portion Glück haben, denn die Gutachter wählen die Fellows auch danach aus, ob er oder sie in die Gruppe passt. Wer sich nicht gleich neun Mona-

te aus dem Berufsalltag ausklinken möchte oder kann, hat – vor allem in den USA – einige andere Möglichkeiten. Da gibt es zum Beispiel die so genannten Bootcamps am MIT, die ebenfalls von der Knight Foundation finanziert werden. 15-20 Wissenschaftsjournalisten diskutieren eine Woche lang intensiv mit Professoren und Fachjournalisten zu wechselnden Themen wie Nanotechnologie oder Hirnforschung. Nicht weit weg von Cambridge – in Woods Hole – bieten zwei verschiedene Meeresforschungseinrichtungen (s. Kasten) jeweils ein- bis zweiwöchige Intensivkurse für Wissenschaftsjournalisten an, um einmal in die Arbeitswelt eines Meeresforschers abzutauchen. Es existieren viele Namen für Programme, die im Prinzip für die gleiche Sache stehen: Bei „Hands-on lab experiences“ oder bei der „journalist-in-residence“ werden Journalisten von Universitäten oder Forschungs-

einrichtungen dazu eingeladen, eine Zeitlang vor Ort zu verbringen, um zu einem bestimmten Forschungsthema den Wissenschaftlern über die Schulter zu schauen und mit ihnen zu diskutieren. Auch ausländische Journalisten, die die jeweilige Sprache gut beherrschen, sind gerne gesehen. Und nicht nur die Journalisten können von diesen Programmen profitieren. In vielen Fällen lernen auch die Wissenschaftler einiges im Umgang mit Medien, weil die Journalisten im Gegenzug ein kleines Training abhalten.

„Probleme beim Umgang zwischen Journalisten und Wissenschaftlern“ heißt der Vortrag, den Brigitte Röthlein am Kavli Institute for Theoretical Physics (KITP) halten wird. Für zwei Monate ist die Münchener Wissenschaftsjournalistin am KITP im kalifornischen Santa Barbara „journalist-in-residence“. Nach eigenen Angaben ist sie die erste Deutsche, die an dem Programm teilnimmt. Die regelmäßig dort stattfindenden Workshops mit renommierten Forschern aus aller Welt hatte sie ursprünglich motiviert, einmal „über den Tellerrand“ zu schauen und sich ins Ausland zu begeben. In den nächsten Wochen darf sie sich – ganz ohne Produktionsstress – quasi in einer anderen Welt aufhalten und Experten zu ihrem Rechetema „Exoplaneten“ befragen. Natürlich würde das Institut es gerne sehen, wenn es bei der Berichterstattung von Röthlein wohlwollende Erwähnung findet – Voraussetzung für das Programm ist es aber nicht. Den Stipendiaten werden die Reisekosten erstattet und für bis zu fünf Monate Unterkunft sowie ein Taschengeld gewährt.

Während einige Stiftungen mehrere Jahre an Berufserfahrung voraussetzen, richten sich andere vor allem an junge Journalisten. Das „American Council on Germany“ (ACG) unterstützt mit dem McCloy-Fellowship Journalisten, die noch am Anfang ihrer Karriere stehen. McCloy-Fellows können bis zu drei Wochen durch Europa oder die USA reisen, um zu eigenen Themen zu recherchieren. Ralf Krauter hat Ende 2008 mit Hilfe des Stipendiums die Protagonisten des Cleantech-Booms im Silicon Val-

ley besucht. Die Reise hat sich für ihn gleich mehrfach bezahlt gemacht: Neben dem Flug in die USA gab es ein Tagesgeld von heute 200 Dollar. „Und nach der Rückkehr hatte ich Dutzende spannende Geschichten im Gepäck“, erzählt Ralf Krauter. Im Vorfeld steht allerdings eine Menge Arbeit an: Die Stiftung verlangt eine mehrseitige Projektskizze, ein Motivationsschreiben, einen Lebenslauf und zwei Empfehlungsschreiben. Wer überzeugt, bekommt seinen Terminkalender richtig vollgepackt: „Zwei Interviews oder Hintergrundgespräche pro Tag werden schon erwartet“, warnt Krauter. „Und um vor der Abreise alle Termine zu organisieren und zu koordinieren, gehen schon einige Wochen drauf“.

Einen etwas anderen Fokus haben die Fellowships, die der Verein „Internationale Journalisten-Programme e.V.“ (IJP) jungen Journalisten anbietet. Die IJP-Stipendien fördern den interkulturellen journalistischen Austausch. Die deutschen Stipendiaten erfahren als Gastredakteure während eines mehrmonatigen Aufenthalts, wie die Berichterstattung etwa in Polen, Mexiko oder China funktioniert. Im Gegenzug erhält die jeweils gleiche Anzahl ausländischer Journalisten Einblicke in deutsche Redaktionen. Die freie Wissenschaftsjournalistin Cornelia Stolze hat mit dem Arthur Burns Fellowship des IJP vor einigen Jahren die Arbeitsweise des New Yorker Time Magazins kennengelernt. Sie fand es spannend, zu erfahren, wie wissenschaftliche Themen dort umgesetzt werden. Ein paar Jahre später ging es mit einem weiteren Stipendium an die amerikanische Westküste, zum San Francisco Chronicle. Die Erfahrungen, die Cornelia Stolze in den USA gemacht hat, möchte sie keinesfalls missen. Sehr wertvoll seien vor allem die vielen Kontakte zu Kollegen und Forschern gewesen.

Wer nicht nur Gastredakteur bei einer Zeitung oder Gasthörer an einer Universität sein möchte, kann natürlich auch „richtig“ studieren und das Beste aus „beiden Welten“ mitnehmen. Stern-Redakteurin Astrid Viciano zum Beispiel hat sich entschieden, an der Annenberg School of Journalism der University

of Southern California (USC) einen Master in „Specialized Journalism“ zu absolvieren. Der begehrte Studiengang richtet sich an Journalisten aus aller Welt, die schon etwas länger im Berufsleben stehen und sich in einem spezialisierten Bereich weiterbilden wollen. Bei Astrid Viciano sind es die Bereiche Neurowissenschaften und Global Health. Sie fühlt sich an der USC bestens aufgehoben, denn dort forschen weltweit führende Epidemiologen und Neurowissenschaftler. Der Kurs „Multimedia Skills“ rundet den Studiengang ab. Auch ihre Redaktion in der Heimat profitiert von dem Auslandsaufenthalt, denn Astrid Viciano findet noch Zeit regelmäßig als Korrespondentin für das Ressort Wissenschaft und Medizin des stern zu berichten.

Wissenschaftsjournalisten, die in die Ferne schweifen wollen, um für ein bestimmtes Thema zu recherchieren, sind oft gerade in Deutschland erst einmal an der richtigen Adresse. Die Robert-Bosch-Stiftung unterstützt „Journalisten in der Forschung“ und vergibt Reisezuschüsse für junge Journalisten, die zum ESOF oder zur AAAS nach San Diego wollen. Außerdem bietet die Stiftung im Rahmen der „Initiative Wissenschaftsjournalismus“ ab sofort so genannte „ad-hoc-Recherchestipendien“ an. Das Fördergeld in Höhe von maximal 10.000 € kann auch für selbstorganisierte Forschungs- und Studienaufenthalte oder Studienreisen in wissenschaftliche Forschungseinrichtungen weltweit eingesetzt werden. Allerdings muss der Auslandsaufenthalt einen „konkreten wissenschaftsjournalistischen Erkenntniszweck“ verfolgen. Eine letzte Möglichkeit, in der Ferne ohne viel Mehraufwand zu recherchieren oder den Horizont zu erweitern, liegt manchmal so nah, dass sie gerne übersehen wird: Der Urlaub. Gerade Journalisten, die sich einen längeren Urlaub in exotischeren Gefilden gönnen, können eine Safari in Südafrika oder den Besuch eines indonesischen Orang-Utan-Auffanglagers als Basis für eine Story nutzen – und so letztlich einen Teil des Urlaubs finanzieren. Denn wer eine Reise tut, der kann was erzählen.]

Stipendien für Wissenschaftsjournalisten im Ausland

Woods Hole Oceanographic Institute: Ocean Science Journalism Fellowship

Wo? Woods Hole Oceanographic Institute, Massachusetts

Wie viele? n.a.

Wie lange? 7-14 Tage

Unterstützung? Unterkunft, Verpflegung, Reisekosten

Voraussetzungen? Mindestens zwei Jahre Berufserfahrung

Bewerbungsfrist? 15. Mai

Web: <http://www.whoi.edu/page.do?pid=8887>

Kavli Institute of Theoretical Physics (KITP): Journalist-in-residence

Wo? KITP in Santa Barbara, University of California (USC)

Wie viele? Meist zwei pro Jahr

Wie lange? Bis zu fünf Monate, meist sind es zwei bis drei

Unterstützung? Reisekosten, Unterkunft, 3000 \$ Stipendium

Voraussetzung? Erfahrene Journalisten, Vortrag

Bewerbungsfrist? Jederzeit

Web: <http://www.kitp.ucsb.edu/outreach/journalist-in-residence>

Niemann Foundation: Niemann Fellowship in Global Health Reporting

Wo? Harvard University, später ein Entwicklungsland nach Wahl

Wie viele? Ein US-Journalist und ein Journalist, der nicht US-Bürger ist

Wie lange? Ein akademisches Jahr (neun Monate), anschließend drei bis vier Monate Aufenthalt in einem Entwicklungsland, um von dort über die Gesundheitslage zu berichten.

Unterstützung? 60.000 \$ plus Wohngeld je nach Familienstatus, Krankenversicherung, 6.000 \$ pro Monat während des Aufenthalts im Entwicklungsland

Voraussetzungen? Medizinjournalisten mit sehr guten Englischkenntnissen

Bewerbungsfrist? 31. Januar

Web: <http://www.niemann.harvard.edu/>

National Center for Atmospheric Research (NCAR) Journalism Fellowship

Wo(für)? Fellows können in Seminaren, Laboren zu verschiedenen aktuellen klimatischen, ökologischen und materialwissenschaftlichen Themen recherchieren

Wie viele? Bis zu zehn Journalisten, davon meist zwei Nicht-US-Journalisten

Wie lange? Fünf Tage

Unterstützung? Flug- und Hotelkosten sowie die Verpflegung wird übernommen

Voraussetzungen? Der ideale Kandidat hat mindestens fünf Jahre journalistische Berufserfahrung

Bewerbungsfrist? Mitte April

Web: <http://www.ncar.ucar.edu/resrel/fellowship>

Robert Bosch Stiftung / Initiative Wissenschaftsjournalismus TU Dortmund

Ad-hoc-Stipendien für wissenschaftsjournalistische Rechercheprojekte

Wo(für)? Klar umrissenes Rechercheprojekt im In- oder Ausland

Wie viele? n.a.

Wie lange? Bis zu drei Monate

Unterstützung? Bis zu 10.000 €

Voraussetzung? Journalisten in Deutschland mit mindestens zweijähriger Berufserfahrung, die wissenschaftsjournalistisches Thema bearbeiten wollen; Gruppen/Redaktionen können sich auch gemeinsam bewerben

Bewerbungsfrist? Keine

Web: <http://www.initiative-wissenschaftsjournalismus.de/>

Knight Foundation: Knight-Science Fellowship

Wo? Massachusetts Institute of Technology und Harvard University

Wie viele? Jährlich bis zu zwölf Journalisten, die Hälfte aus den USA, die andere international

Wie lange? Ein akademisches Jahr (Mitte August bis Mitte Mai)

Unterstützung? 60.000 \$, evtl. 2.000 \$ Exkursionsreisegeld, Krankenversicherung, Konferenzzuschuss (AAAS oder NASW), Zugang zu allen Kursen am MIT und Harvard

Voraussetzungen? Mindestens drei Jahre Berufserfahrung als Wissenschaftsjournalist (oder fünf Jahre Berufserfahrung in anderen journalistischen Bereichen), fließendes Englisch (TOEFL oder IELTS empfohlen). Während des Sabbaticals dürfen Fellows keine Berichterstattung machen

Bewerbungsfrist? 1. März

Und sonst? Einwöchige Bootcamps bieten journalistisches Intensivtraining zu unterschiedlichen wissenschaftlichen Themen

Web: <http://web.mit.edu/knight-science/>

Internationale Journalisten-Programme e.V.: Arthur Burns Fellowship, George Weidenfeld Journalistenstipendium, Marion-Gräfin-Dönhoff-Journalistenstipendium u.a.

Wo(für)? Arbeitsstipendium, Gastredakteur in ausländischer Redaktion

Wie viele? Fünf bis 20 (Arthur Burns Fellowship) deutsche Journalisten und Journalisten aus dem jeweiligen Austauschland

Wie lange? Acht Wochen

Unterstützung? 3.000 – 4.000 € als Zuschuss für Reise, Verpflegung und Unterkunft, ein gewisser Eigenbeitrag wird meist erwartet; je Land zusätzlich Sprachkurs

Voraussetzungen? Journalisten in der Alter zwischen 23 und 39 Jahren, je nach Land werden Sprachkenntnisse erwartet

Bewerbungsfrist? Unterschiedlich

Web: <http://www.ijp.org/stipendien.html>

American Council on Germany: McCloy Fellowship

Wo(für)? Zuschuss für Reise und Recherche in den USA oder Europa

Wie viele? Vier bis fünf US-Journalisten, vier bis fünf deutsche Journalisten

Wie lange? 21 Tage

Unterstützung? Kostenübernahme des Transatlantikfluges, 200 \$ pro Tag für Unterkunft, Verpflegung und Verkehrsmittel

Voraussetzungen? Junge Journalisten, die am Anfang ihrer Karriere stehen

Bewerbungsfrist? 30. April

Web: <http://www.acgusa.org/about2.php?pagename=Fellowships>

Logan Science Program: Biomedical Hands-On Laboratory / Polar Hands-On Laboratory

Wo? Marine Biological Laboratory, Woods Hole, Massachusetts

Wie viele? n.a.

Wie lange? 8 Tage

Unterstützung? Unterkunft, Verpflegung, Reisekosten

Voraussetzungen? Sehr gute Englischkenntnisse

Bewerbungsfrist? 1. März

Web: <http://www.mbl.edu/sjp/>

Robert Bosch-Stiftung

Wo(für)? „Journalisten in der Forschung“

Wie viele? n.a.

Wie lange? Unterschiedlich je nach Forschungsprojekt

Unterstützung? Zuschüsse für Reise- und Aufenthaltskosten; für fest angestellte Journalisten Kostenübernahme eines Ersatzredakteurs

Voraussetzungen? Konzentration auf ein spezielles Forschungsvorhaben

Bewerbungsfrist? Keine

Und sonst? Reisezuschüsse für junge Journalisten, die das ESOF oder die AAAS besuchen

Web: <http://www.bosch-stiftung.de/content/language2/html/1483.asp>

Dr. Alexander und Rita Besser-Stiftung

Wo(für)? Praktika, Volontariate, Ausbildungszeiten an Journalistenschulen. Im Sinne der Stiftung liegt auch die Förderung der Begegnung zwischen Deutschland und Israel

Wie lange? Mindestens neun Monate

Unterstützung? Individuell, Höchstgrenze für ein Jahresstipendium liegt bei 12.000 €

Voraussetzungen? Höchstalter 35 Jahre, mindestens „guter“ Studienabschluss

Bewerbungsfrist? 31. März

Web: <http://www.studienstiftung.de/journalismus.html>

Studiengänge / Aus- und Fortbildungsmöglichkeiten in der EU European Guide to Science Journalism Training:

Nicht mehr ganz aktuell (Stand Ende 2008), aber ein guter Überblick über wissenschaftsjournalistische Aus- und Fortbildungsmöglichkeiten aller EU-Staaten.

Web: http://ec.europa.eu/research/conferences/2007/bcn2007/guide_to_science_journalism_en.pdf

"Überall Stories!"

Sascha Karberg, Diplom-Biologe und freier Wissenschaftsjournalist in Berlin, hat die Zeit zwischen November 2008 und Juli 2009 als Knight Science Journalism Fellow am Massachusetts Institute of Technology (MIT) in Cambridge verbracht. In Deutschland schreibt er für große Tageszeitungen und Printmagazine, vor allem über Themen aus dem Bereich Life Sciences.

Was hat Sie nach Cambridge gelockt?

Ich wollte dahin, wo ein Zentrum des Wissens ist. MIT, Harvard, viele Universitäten auf engstem Raum – da konnte ich zwei Semester lang Leute treffen, die ich nur aus dem Textbook kannte, und studieren, wie ich wollte – ohne Zwang, ohne Vorgaben, mit einer Ausnahme: Ich musste einen Wissenschaftskurs pro Semester belegen. Ansonsten hatte ich eher die Qual der Wahl, welchen Kurs ich zuerst belegen sollte.

Haben Sie auch im Labor gearbeitet?

Ich weniger, aber ein paar Kollegen, die viel über Molekularbiologie geschrieben haben, aber selbst noch nie im Labor gestanden hatten. Einer hat ein Semester lang einen Genetikkurs absolviert, jeden Tag im Labor gestanden und gelernt, wie man Geleißt, DNA auftrennt oder kloniert.

Wie wird man denn Knight Fellow?

Jedes Jahr wählt das MIT unter den Bewerbern 10-12 Wissenschaftsjournalisten aus, die nach Cambridge kommen und dort 2 Semester in residency verbringen dürfen. Es sind mid-career und late-career journalists. Das Programm ist nichts für

junge Journalisten, bisher jedenfalls nicht, vielleicht wird der neue Direktor das ändern. Die Gruppe wird nach Proporz zusammengesetzt: fünf Männer, fünf Frauen, ein paar Freelancer, ein paar angestellte Redakteure, dann Leute auf dem Höhepunkt ihrer Karriere und andere, die auf gutem Wege dahin sind. Das Verfahren hat leider einen Nachteil: Ein Bewerber kann durchfallen, nur weil er oder sie nicht in die Gruppe passt. Deshalb macht es durchaus Sinn, sich auch zwei- oder dreimal zu bewerben, jedes Jahr neu.

Nun kann sich aber nicht jeder neun Monate Auszeit leisten.

Deshalb gibt es noch andere Fellowships: die Bootcamps. Die sind sehr intensiv, dauern eine Woche und bringen ziemlich viel. Wie leicht man da hineinkommt, hängt vom Thema ab. Es gibt z.B. das Medical Evidence Bootcamp, da geht es um den richtigen Umgang mit wissenschaftlichen Studien. Oder das Thema heißt Nanotechnology oder Food oder Brain Science. 15-20 Journalisten sitzen eine Woche lang im MIT und diskutieren mit Professoren oder Fachjournalisten über ein bestimmtes Thema.

Wie war es in Ihrem Jahr?

Dieses Jahr hieß das Thema Food. Das Camp war sehr nachgefragt, es waren mehr Freelancer als angestellte Redakteure da, was wohl mit der Krise zusammenhängt: Viele hatten Angst, ihren Arbeitsplatz zu verlassen, er könnte ja weg sein, wenn sie zurückkommen. Das ist auch tatsächlich zwei Fellows so gegangen, vom Boston Globe und vom San Francisco Chronicle. Man muss sich halt überlegen: Ein Jahr weg, kann ich mir das erlauben? Das sollte man auch bei der Bewerbung deutlich machen: dass der eigene Job so sicher ist, dass man nach dem USA-Aufenthalt nicht vor einem Scherbenhaufen sitzt.

War das für Sie auch ein Thema?

Glücklicherweise stehe ich nicht alleine da: Ich habe ein Netzwerk von freien Wissenschaftsjournalisten gegründet: das Netzwerk "Schnittstelle". Wir sitzen in Deutschland und den USA und helfen uns gegenseitig bei der Arbeit, besorgen Aufträge oder arbeiten bei größeren Projekten zusammen. Deshalb hatte ich das Vertrauen, dass ich in das selbst gebaute soziale Netz wieder zurückfinde.

Warum wollten Sie denn diese Auszeit nehmen?

Ich wollte wissen, wo es für mich in Zukunft hingehen soll. Ich schreibe viel über Pharma und Biotech und wollte mehr von der Business-Seite erfahren. Das habe ich auch geschafft: Ich habe am MIT zwar kein BWL-Studium absolviert, aber Management-Kurse belegt, z.B. bei Mark Fishman, dem Forschungschef von Novartis. Da gab sich die Crème de la Crème der Biotech- und Pharmaszene die Tür in die Hand, und das war

spannend, weil sie aus dem Nähkästchen geplaudert haben, wie Biotech funktioniert und wie nicht.

Wie war es finanziell?

Ich habe 55.000 Dollar für die zwei Semester bekommen. Als Single kommt man da fantastisch mit aus, aber wir sind eine 5köpfige Familie, für uns war es knapp. Wenn nicht noch die FAZIT-Stiftung der FAZ geholfen hätte, dann hätte ich es nicht machen können.

Und wie war es für die Familie?

Es ist schon eine tiefgreifende Entscheidung, die Kinder für ein Jahr aus der Schule in Deutschland zu nehmen. Aber es lief gut: Unsere Kinder konnten vorher kein Wort Englisch, jetzt spricht die Älteste fließend und deutlich besser als ich. Es hat uns fantastisch gefallen, vor allem die Art und Weise, wie man dort aufgenommen wird, und die alltägliche Freundlichkeit, die alles andere als oberflächlich ist.



Sascha Karberg war einer der Knight Fellows am MIT und verbrachte seine Zeit dort gemeinsam mit seiner ganzen Familie.

Was halten denn die Wissenschaftler dort von den Journalisten?

Jeder bei Harvard und MIT kennt die Knight Fellows und weiß, dass es sich langfristig auszahlen kann, mit ihnen zu reden, weil sie die eigene Forschung publik machen. Deshalb konnte ich mit ihnen gute Hinter-

grundgespräche führen: Wo geht es mit Deiner Forschungsrichtung hin? So bekommt man neue Ideen für die eigene journalistische Zukunft. Man denkt voraus und kann sich neu orientieren. Ich hoffe, dass ich das für mich umsetzen kann.

Hat sich Ihr Verhältnis zur Wissenschaft durch das Jahr verändert?

Nicht wirklich, aber ich bin auch nicht typisch. Anders als viele Wissenschaftsjournalisten habe ich früher schon im Wissenschaftsbetrieb gearbeitet. Ich muss keinen Genetikkurs mehr belegen. Deshalb habe ich im ersten Semester den absoluten Gegenentwurf gemacht und Archäologie-Kurse besucht. Ich finde das Thema spannend, hatte aber nie die Gelegenheit, mich tiefer damit zu befassen. Und dann habe ich mein erstes Semester damit verbracht, Steinwerkzeuge herzustellen und Low Tech zu produzieren, ganz im Gegensatz zu meiner Schreibearbeit, in der ich mich eher mit High Tech oder Future Tech beschäftige. Irgendwie kann man sein Journalistenhirn nicht wirklich abschalten. Man sieht halt überall Stories.

Haben Sie die dann auch umgesetzt, haben Sie geschrieben?

Nein, es gibt eine wichtige Vorschrift: In diesem Jahr wird nicht geschrieben. Diese Regel soll verhindern, dass die Fellows als billige US-Korrespondenten für ihre Zeitung ausgenutzt werden. Außerdem brauchst Du Deine Zeit zum Studieren. Das ist ja gerade das Gute, dass man mal die Fragen stellen kann, für die man nie Zeit hatte.

Wie sieht es mit dem Wissenschaftsjournalismus in den USA aus?

Ich denke, er ist weiter entwickelt als bei uns, er ist kritischer. In Deutschland vertreten die Wissenschaftsmagazine nicht immer den Wissenschaftsjournalismus, wie ich ihn persönlich verstehe und wie er auch in den USA verstanden wird: Nicht nur das Erklären ist wichtig, sondern auch die gesellschaftliche Einordnung. Das findet man z.B. bei der New York Times: Da geht es nicht nur erklärerisch zu, da ist der Schwerpunkt journalistisch gesetzt. Ich glau-

be, das interessiert die Leser mehr: nicht nur erklärt zu bekommen, wie eine Stammzelle funktioniert, sondern auch, ob es wirklich Sinn macht, mit Stammzellen zu arbeiten, oder ob es andere Methoden gibt, die nicht mit solchen ethischen Problemen verbunden sind.

Sehen das die Wissenschaftler auch so?

Die Wissenschaftler haben natürlich gefordert, wir Journalisten müssten über ihre tolle Forschung berichten: Wir sollten abbilden, was in der Wissenschaft stattfindet. Das sieht man aber bei den Knight Fellows nicht so, da ist eher kritischer Wissenschaftsjournalismus gefragt.

Sollten sich deutsche Wissenschaftsjournalisten daran orientieren?

Wir alle sollten sehen, dass wir unsere journalistische Seite stärker beto-

nen. Wir haben meist keine Probleme, die Wissenschaft gut zu erklären. Aber wir sollten mehr darüber nachdenken, wie wir den Menschen die Bedeutung wissenschaftlicher Erkenntnisse vermitteln. Im Übrigen müssen wir uns in Deutschland mit der Qualität des Wissenschaftsjournalismus nicht verstecken. Die Möglichkeiten hier sind durchaus gut, weil die journalistische Qualität hoch gehalten wird. In den USA hat der Qualitätsjournalismus große Probleme, das ist hier in Deutschland noch nicht so der Fall. Ich glaube, dass die Menschen hier immer noch eher bereit sind, für gute Informationen Geld auszugeben. Außerdem gibt der öffentlich-rechtliche Rundfunk auch für die anderen Medien einen gewissen Qualitätsstandard vor. Wir haben da in Deutschland ein System, das wir unbedingt erhalten sollten. So ein gebührenfinanziertes Modell, davon kann man in den USA nur träumen.

Und was war der Höhepunkt der Reise?

Die Wahl von Obama. Das war ein emotional ähnlich starkes Erlebnis wie der Mauerfall, den wir damals in Berlin erlebt haben. In Cambridge hat man zum ersten Mal seit langem wieder Menschen in Massen auf der Straße gesehen, die sich über die politische Wende gefreut haben. Das war schon ein Gänsehaut-Erlebnis. Wir haben diese Nacht in einem irischen Restaurant verbracht, die gesamte Familie, obwohl sich eigentlich Kinder nicht in Kneipen aufhalten dürfen. Aber an dem Abend war alles anders...]

Mit Sascha Karberg sprach Klaus Dartmann

Klaus Dartmann

ist Redakteur bei der Deutschen Welle und lebt in Berlin

Da scheiden sich die Geister

Der Klimawandel im SPIEGEL und der ZEIT könnte unterschiedlicher kaum erscheinen. Warum nur?

Von Robin Avram

Was für ein Niedergang: Nur drei Jahre, nachdem der Weltklimarat IPCC den Friedensnobelpreis erhielt, steckt er nun in einer tiefen Vertrauenskrise. Immer neue Fehler, Schlapereien und Übertreibungen tauchen im aktuellen Bericht des IPCC auf. Uno-Generalsekretär Ban Ki Moon „zieht die Notbremse“ und lässt die Arbeit des IPCC von einem „Aufpasser“-Gremium überprüfen. Der Präsident der deutschen Leibniz-Gemeinschaft fordert den Rücktritt des IPCC-Chefs. Und wieder einmal sieht sich der Klimatologe Hans von Storch bestätigt, der schon seit Jahren als „besonnener Geist“ in der Gemeinde der Klimaforscher mahnt: „Wir Klimaforscher können nur mögliche Zukünfte beschreiben. Es kann auch ganz anders kommen.“ So nachzulesen im zehnteiligen Artikel „Die Wolken-schieber“ in der SPIEGEL-Ausgabe vom 29. März 2010.

Auch andere seriöse Medien berichteten über die Fehler im letzten IPCC-Bericht – doch kaum eines zieht solch drastische Schlussfolgerungen: Denn nach Ansicht der SPIEGEL-Autoren sind die Fehler im letzten IPCC-Report so gravierend, dass, so der Tenor, nun auch das weltpolitisch so bedeutsame „Zwei-Grad-Ziel“ auf den Prüfstand müsse. Aber lässt sich dieser Minimal-Konsens der weltweiten Klimapolitik tatsächlich „wissenschaftlich nur schwer begründen“, wie der Wissenschafts-Ressortleiter Olaf Stampf in den Hausmitteilungen des SPIEGEL schreibt?

Zwei Wochen später widersprechen Klimaforscher Hans-Joachim Schellnhuber, Kulturwissenschaftler Claus Leggewie und Umweltentscheidungs-Forscherin Renate Schubert energisch. Sie kritisieren, der SPIEGEL habe mit dem Artikel einen Beitrag zu einer breiten Kampagne

gegen das Zwei-Grad-Ziel geleistet. Diese laufe darauf hinaus, das Vorsorgeprinzip über Bord zu werfen. Der SPIEGEL liefere zudem keine belastbaren Argumente dafür, dass die Anpassung an einen ungebremsten Klimawandel gar nicht so schwierig sei. Der Gastbeitrag erscheint nicht in einem wissenschaftlichen Fachjournal. Er erscheint im Wirtschaftsteil der ZEIT. Und es ist nicht das erste Mal, dass die Klimawandel-Berichterstattung der beiden Print-Leitmedien auseinanderklafft.

Auch bei der Berichterstattung über den Kopenhagener Weltklimagipfel im Dezember letzten Jahres zeigten sich große Unterschiede: Auf der einen Seite die ZEIT: sie färbte die Titelseite grün, analysierte in vielen Beiträgen Ausgangslage und Erfolgchancen und nahm den Gipfel zum Anlass, eine „grüne Serie“ zu starten, in der die Redakteure ihre Anstrengungen schilderten, ihren Lebensstil klimafreundlicher zu gestalten. Der Tenor: „Für uns ist es jetzt Zeit zu handeln.“

Ganz anders der SPIEGEL: Im zweiten Teil einer dreiteiligen Serie zum

Klimawandel wurde die deutsche Klimapolitik weitgehend kritisch beurteilt, insbesondere die Solarförderung wurde heftig kritisiert. Im Wissenschafts-Ressort durfte der dänische Klimaskeptiker Björn Lomborg in einem Gastbeitrag auf zwei Seiten gar dafür plädieren, den Gipfel scheitern zu lassen und den Klimaschutz zu vertagen.

Bezeichnend für die Unterschiede: Der Klimaleugner Björn Lomborg tauchte zwar auch in der ZEIT auf. Allerdings in einem etwas anderen Kontext: In dem „Musterland von gestern“ überschriebenen Artikel wird beschrieben, dass vom Gastgeber und Verhandlungsführer Dänemarks auf dem Weltklimagipfel keine großen Impulse zu erwarten seien. Denn nach der Regierungsübernahme 2001 habe der konservative Premier Rasmussen die Klimaschutz-Anstrengungen drastisch zurück gefahren – was nicht zuletzt durch die massive mediale Präsenz von Björn Lomborg legitimiert wurde. Lomborg meint: Dänemark habe ein paar Fehler weniger gemacht als andere, weil Investitionen in die Zukunft verschoben wurden.

Die Ozeanographie-Professorin Katherine Richardson macht in demselben Artikel die Themensetzung der Medien mitverantwortlich für den Schwenk in der dänischen Klimapolitik: "Das Fernsehen interviewt fünf weltweit anerkannte Experten zum Klimathema und setzt jedes Mal als Gegenpart Björn Lomborg ein. Ich selbst werde für Beiträge zum Klima in den Medien massiv angegriffen." Richardson ist deshalb nicht überrascht, dass sich die Dänen wenig Sorgen um den Klimawandel machen: Laut dem Eurobarometer rangiert das Land unter 27 EU-Ländern auf Platz 20 bei der Einschätzung, wie ernst der Klimawandel sei.

Es stellt sich somit in Bezug auf die SPIEGEL-Berichterstattung die Frage: Füllt der SPIEGEL lediglich seine Rolle als „Sturmgeschütz der Demokratie“ aus, wenn er die vorhandenen Unsicherheiten in der Klimaforschung deutlich benennt? Oder hilft er mit

einigen übertriebenen Schlussfolgerungen den Klimaskeptiker, dass Kind mit dem Bade auszuschütten – und Klimaschutz zu verhindern?

Andreas Sentker, Leiter des Wissen-Ressorts der ZEIT, sieht auch die mögliche Gefahr, dass angesichts eines Tenors wie in der SPIEGEL-Berichterstattung – „Es kann auch ganz anders kommen“ – die Akzeptanz von Klimaschutz-Maßnahmen in der Bevölkerung schwinden könnte. Das müsse man aber in Kauf nehmen. „Es ist die Aufgabe von Wissenschaftsjournalisten, die ganze Bandbreite einer wissenschaftlichen Debatte abzubilden.“ Wissenschaftsjournalisten hätten dabei naturgemäß eine größere Skepsis gegenüber politischen Aussagen von Wissenschaftlern als ihre Kollegen aus dem Politik-Ressort. Allerdings hätten Wissenschaftsjournalisten die klare Verantwortung, zwischen Klimaskeptikern und Klimaleugnern klar zu unterscheiden. Während Klimaskeptiker auch in der Wissenschaftler-Gemeinde ernst genommen werden und z.B. peer-reviewte Veröffentlichungen vorzuweisen haben, wollen Klimaleugner in erster Linie Klimaschutz verhindern. Björn Lomborg zählt Sentker dabei zur Kategorie Klimaleugner.

Grundsätzlichere Kritik am SPIEGEL übt ZEIT-Wirtschaftsredakteur Fritz Vorholz. Selbst wenn im IPCC-Bericht Fehler passiert sind – diese Irrtümer sind seiner Ansicht nach „Irrtümer am Rande des Kernthemas.“ An den grundsätzlichen Erkenntnissen sei nicht gerüttelt worden. Vorholz sieht es daher als Aufgabe auch seiner Kollegen aus dem ZEIT-Wissen-Ressort an, sich noch stärker mit den Argumenten der Klimaskeptiker auseinander zu setzen. Als Vorbild benennt er den „Economist“, der sich Mitte März in einem Leitartikel intensiv mit den Irrtümern im IPCC-Bericht auseinander gesetzt hat und zu dem Schluss kam: Ernsthafter Klimaschutz bleibt weiter richtig und wichtig.

Wie kommt es also, dass der SPIEGEL solche grundlegend anderen Schlüsse zieht?

Zwischen Alarmismus und Skepsis – ein medialer Selbstläufer?

Im Lichte der sozialwissenschaftlichen Befunde über die Klimawandel-Berichterstattung sind die großen Unterschiede zunächst keine Überraschung. Die bislang umfassendste Studie zur Klimawandel-Berichterstattung „Von der Hypothese zur Katastrophe“ (Weingart, Engels, Pansegrau, 2002) kam zu dem Ergebnis, dass es in der Funktionsweise der Medien selbst angelegt sei, dass sie in Sachen Klimawandel zwischen den Deutungsmustern Weltuntergang und Öko-Verschwörung, Klima-Alarmismus und Klima-Skepsis wechseln. Diese Schemata seien durch eine medienimmanente Dynamik zu erklären. Denn um größere Verständlichkeit und Zugkraft bemüht, verstärken die Medien die Warnungen der Wissenschaftler und ebnen vorhandene Unsicherheiten ein: sie berichten im Schema der Klimakatastrophe.

Dieses Schema rufe – geradezu reflexhaft – jene Berichterstattung hervor, die Gegen-Thesen zur gängigen Meinung in den Vordergrund stellt. „Je intensiver die Berichterstattung über den anthropogenen Klimawandel, je eindeutiger die Warnungen vor der Katastrophe, desto interessanter werden die von den Medien repräsentierten „skeptischen Positionen“ zum Klimawandel“, schreibt die Sozialwissenschaftlerin Anita Engels 2007 in einem aktualisierten Vorwort zur Studie. Engels bezeichnet diesen Mechanismus als Resonanzspirale. Dass diese medialen Mechanismen existieren und wie sie sich in der Berufspraxis auswirken, weiß jeder, der über längere Zeit als Journalist gearbeitet hat.

Bei diesem grobkörnigen Deutungsschema bleibt allerdings ein wichtiger Aspekt außen vor: dass es große Unterschiede zum Beispiel zwischen Boulevardmedien und Qualitätsmedien gibt – und dass die

redaktionelle Linie eines Mediums in Bezug auf den Klimawandel in Zusammenhang mit der redaktionellen Bewertung der Klimapolitik und eines „grüneren“ Lebensstils steht. Dies ist das zentrale Ergebnis meiner Diplomarbeit „Der Klimawandel im SPIEGEL der ZEIT“. Ich hatte mich damals selbst über den SPIEGEL gewundert, weil er noch im November 2006 auf dem Titel eindringlich vor dem „Weltuntergang“ warnte, um sechs Monate später die Katastrophenvorwarnung auf dem Titel lächerlich zu machen und eine „Klima-Hysterie“ zu brandmarken. Wie kommt dieser Sinneswandel des Prestigemediums, mit dem die Sozialwissenschaftler ihre These von der Beliebigkeit der Klima-Berichterstattung vortrefflich untermauern konnten? Die Analyse der Klimawandel-Berichterstattung von SPIEGEL und ZEIT im Zeitraum November 2006 bis August 2007 gab detaillierte Aufschlüsse.

Erste Erkenntnis: Die ZEIT räumte dem Thema Klimawandel deutlich mehr Platz ein: 153 Artikeln in der ZEIT standen nur 103 Artikel im SPIEGEL gegenüber. Auch bei näherem Betrachten der Themenbereiche Klimawissenschaft, Klimapolitik, Energie und Lebenswandel zeigten sich deutliche Unterschiede in der Gewichtung. Bei der Berichterstattung über die Klimawissenschaft zeigte sich, dass der SPIEGEL intensiver über die Ursachen des Klimawandels, die ZEIT dafür stärker über die Auswirkungen des Klimawandels berichtete: Sie veröffentlicht 22 Berichte aus zwölf Ländern, in denen die schon heute spürbaren Auswirkungen der globalen Erwärmung geschildert wurden. Der SPIEGEL berichtete trotz seines für deutsche Medien einmaligen Korrespondentennetzes nur zwölfmal aus fünf Ländern.

Sehr auffällige Unterschiede gab es auch bei der Berichterstattung über den durch den Klimawandel notwendigen Umbau der Energieversorgung. Die ZEIT berichtete fast fünfmal intensiver über erneuerbare Energien als über fossile Energien. Beim SPIEGEL zeigte sich ein völlig anderes Bild: Er berichtete rund doppelt so intensiv über fossile Energien

als über erneuerbare Energien. Bei der Berichterstattung über Änderungen des Lebensstils in den Bereichen Wohnen, Mobilität und Konsum zeigten sich schließlich ebenfalls große Unterschiede: die ZEIT berichtete rund doppelt so intensiv zum Beispiel über Energiesparhäuser, Elektro-Autos und grüne Geldanlage als der SPIEGEL.

Auffällig war zudem: Bei der SPIEGEL-Berichterstattung ließen sich gleich zwei Brüche ausmachen: Von November 2006 (Titel: Achtung, Weltuntergang!) bis März 2007 berichtete er tendenziell alarmierend über den Klimawandel und stellte die Klimapolitik als zu wenig ambitioniert dar. Just als sich die EU-Staaten am 9. März 2007 dann auf bindende Klimaschutzziele einigten, schwenkte der SPIEGEL um: Nun erschien der „Klimahysterie-Titel“ und in dessen Folge viele weitere Berichte mit entwarnendem Tenor über den Klimawandel. Parallel dazu wurde nun auch die deutsche Klimapolitik vielfach als zu überzogen dargestellt. Sie gefährde die Konkurrenzfähigkeit der deutschen Industrie und belaste die Verbraucher über die Maßen. Der Tenor der Berichterstattung drehte sich dann ein zweites Mal, als auf dem G8-Gipfel in Heiligendamm auch die USA das Zwei-Grad-Ziel anerkannten.

Bei der ZEIT hingegen blieben sowohl die Bewertung des Klimawandels als auch der Klimapolitik über die drei Phasen der Berichterstattung konstant: Der Klimawandel wurde als Überlebensfrage für die Menschheit und die weltpolitische Stabilität dargestellt. Fast durchweg in allen Beiträgen zur Klimapolitik wurde ein entschlosseneres Vorgehen eingefordert, der Lobbyeinfluss der deutschen Industrie kritisch beurteilt. Wie lassen sich diese großen Unterschiede in der Berichterstattung erklären?

Die Innere Pressefreiheit

unterdrückt,

die Windenergie

verteufelt

Die wichtigste Erklärung hat einen bekannten Namen: Stefan Aust. Denn der SPIEGEL-Chefredakteur hatte bis zu seiner vorzeitigen Vertragsauflösung im November 2007 einen großen Anteil daran, wie sowohl der Klimawandel als auch die Klimapolitik im Nachrichtenmagazin beurteilt wurden. Im Jahr 2003 machte ein spiegelinterner Streit über die redaktionelle Ausrichtung in Energiefragen sogar Schlagzeilen. Die Umwelt-Fachredakteure in der Politredaktion des SPIEGEL hießen damals Harald Schumann und Gerd Rosenkranz. Sie schrieben eine lange Titelgeschichte darüber, wie die großen Energieversorger E.on, RWE, Vattenfall und EnBW versuchten, nach der Liberalisierung des Strommarktes andere Anbieter aus dem Markt zu drängen und die rot-grünen Fördergesetze für erneuerbare Energien zu verhindern.

Aber: die bereits fertig geschriebene Geschichte über die Machenschaften der Stromkonzerne wurde nie gedruckt. Stefan Aust persönlich ließ sie in der Schublade verschwinden. Stattdessen gab er im Frühjahr 2004 eine Titelgeschichte über den „Windmühlenwahn“ in Auftrag. Zentrale These: Die Windenergie sei nicht wirtschaftlich und verspargele die Landschaft.

Harald Schumann tobte: Er bezeichnete die Geschichte als „Desinformation und Propaganda“ und kündigte. In der netzeitung warf er Aust vor, beim SPIEGEL die innere Pressefreiheit zu unterdrücken und die Themenvielfalt einzugrenzen. Das unveröffentlichte Stück über die Energieversorger gab er der netzeitung zum Abdruck frei. Die Berliner Zeitung kommentierte, dass sich die Titelgeschichte über die Windenergie so lese, als hätte jemand den ungedruckten Artikel über den Strommarkt „bewusst in sein Gegenteil verkehrt“.

Spielte bei der Entscheidung von Aust eine Rolle, dass er ein Pferdgestüt in Verden besitzt, in dessen Nähe ein Windpark gebaut werden sollte? Sorgte sich Aust, dass

die Windräder seine Pferde stören könnten, hatte er einem benachbarten Gestüts-Besitzer wirklich versprochen, sich „um dieses Problem zu kümmern“? Und hatte er den mit dem Windenergie-Stück beauftragten SPIEGEL-Redakteuren Unterlagen einer Bürgerinitiative, die sich gegründet hatte, um den Windpark zu verhindern, in die Hand gedrückt? Das berichtete zumindest die journalistische Fachzeitschrift „Message“. Aust wies alle Vorwürfe empört von sich.

Fakt ist: Wenig später verließ auch der mit dem Kisch-Preis ausgezeichnete Gerd Rosenkranz den SPIEGEL. Ausschlaggebend war eine weitere interne Auseinandersetzung über Energiepolitik. Ein Stück über die Ölpreiserhöhung und die Weltkonferenz für Erneuerbare Energien sei auf persönliche Intervention von Aust kurz vor Erscheinen des Heftes umredigiert, auf zwei Seiten gekürzt und im Heft nach hinten verschoben worden, bestätigt Rosenkranz, der heute bei der Deutschen Umwelthilfe arbeitet. Insbesondere seien Passagen gestrichen worden, die in den Augen des Chefredakteurs Stefan Aust zu aufgeschlossen gegenüber erneuerbaren Energien gewirkt hätten.

Stefan Aust war es auch, der den damals für diesen Posten noch ungewöhnlich jungen Olaf Stampf zum Leiter der Wissenschaftsredaktion des SPIEGEL beförderte. Laut Gerd Rosenkranz seien Aust und Stampf durch den Reitsport freundschaftlich miteinander verbunden gewesen. Geteilt hätten sie auch eine sehr skeptische Haltung gegenüber der Tatsache des Klimawandels, der Verantwortlichkeit des Menschen und den mutmaßlich katastrophalen Folgen, berichtet Rosenkranz.

Dies bestätigt auch ein anderer SPIEGEL-Mitarbeiter, der mit Stampf zusammen arbeitete. Stampf hielt die gesamte Klimadiskussion für „relativ überzogen“; er glaube nicht daran, dass der Klimawandel ein großes Problem sei. Öfters habe

er flapsig geäußert: „Na und, dann wird's eben wärmer, das schadet ja nicht.“

Interne Kritik an „immergleichen Losungen“

Wie hatte Hans von Storch Ende März 2010 im SPIEGEL geschlussfolgert? „Wir Klimaforscher können nur mögliche Zukünfte beschreiben. Es kann auch ganz anders kommen.“ Sätze, die langjährigen SPIEGEL-Lesern bekannt vorkommen dürften. Zum Beispiel aus dem Jahr 2003. Damals erschien ein langes Interview von Gerald Traufetter und Olaf Stampf mit Hans von Storch anlässlich der Elbflut (Heft 34/2003). Von Storch plädierte dafür, sich stärker an die unvermeidlichen Folgen des Klimawandels anzupassen. Die Menschen hätten aber noch genug Zeit, zu reagieren. Denn die Klimawissenschaftler böten nur mögliche Szenarien – „es könne auch ganz anders kommen“. Ein zweites Mal konnten die Leser im Rahmen des „Klima-Hysterie“-Titels (Heft 11/07) Bekanntschaft mit von Storchs Thesen machen: Ein weiteres langes Interview, ein weiteres Mal mit den Thesen: Der Mensch könne sich gut an den Klimawandel anpassen, es gäbe auch positive Folgen, man müsse den Menschen die Angst vor der Klimaveränderung nehmen. Und: Es könne schließlich auch ganz anders kommen.

Mittlerweile gibt es beim SPIEGEL zwei neue Chefredakteure: Georg Mascolo und Mathias Müller von Blumencrohn. Doch während Aust abweichende Meinungen zum Klimawandel oft nicht akzeptieren wollte, lässt das neue Führungsduo dem Wissenschaftsressort nach Meinung eines langjähriger Politik-Redakteurs viel zu sehr freie Hand: „Es gibt nicht wenige SPIEGEL-Kollegen, die machen sich alles andere als gemein mit den immergleichen Losungen, die das Wissenschaftsressort produziert. Ich weiß selbst

gut genug, dass wir in der Klimaschutz- und Klimawandel-Gemeinde überhaupt nicht mehr ernst genommen werden. Und ich kenne eine Reihe von Kollegen, denen die Haare zu Berge stehen ob unserer Diskussionsbeiträge.“

Die „Klimawandel-Gemeinde“ geht momentan tatsächlich am Stock. Denn erstens ist der Klimagipfel in Kopenhagen, Fluchtpunkt jahrelanger Klimapolitik, gescheitert. Zweitens ist es unsicher, ob es überhaupt ein Post-Kyoto-Abkommen geben wird. Und drittens wird sich der IPCC tatsächlich tiefgreifend reformieren müssen. Welche dieser drei Tatsachen für Olaf Stampf, Ressortleiter Wissenschaft beim SPIEGEL, Anlass zu Genugtuung sind, behält er für sich. Eine Interview-Anfrage zu dem Thema ließ er unbeantwortet.]



Robin Avram

studierte Fachjournalistik an der Hochschule Bremen. Anschließend volontierte er an der Electronic Media

School. Seit Oktober 2009 ist er Autor für das rbb-Politikmagazin Klartext und Reporter für Brandenburg aktuell.

Neue Mitglieder

Dennis Ballwieser
Unterschleißheim

Bis heute will ich mich nicht zwischen Medizin und Journalismus entscheiden. Was dazu führt, dass ich als Arzt und als freier Journalist arbeite. Das Medizinstudium habe ich 2003 für meine Ausbildung an der Deutschen Journalistenschule unterbrochen. Seitdem arbeite ich frei für verschiedene Print- und Onlinetitel und für den Hörfunk. Nach mehreren Jahren des freien Arbeitens wächst bei mir das Interesse, mich mit Kollegen auszutauschen, die ähnliche Themengebiete bearbeiten wie ich.]

Impressum

Redaktion

Markus Lehmkuhl (V.i.s.d.P.), Antje Findekle, Volker Stollorz, Claudia Ruby, Nicole Heißmann, Björn Schwentker und Christian Eßer

Autoren

Nicole Heißmann, Volker Stollorz, Markus Lehmkuhl, Karl N. Renner, Christian Eßer, Klaus Dartmann und Robin Avram

Layout, Design und Titelbild

Katja Lösche, www.gestaltika.de

Bildnachweis

Seite 25, © Deutschlandradio - Norman Wollmacher

Adresse

WPK-Quarterly
Wissenschafts- Pressekonferenz e.V.
Ahrstraße 45
D-53175 Bonn

Telefon & Fax

Tel ++49-(0)228-95 79 840, Fax ++49-(0)228- 95 79 841

E-Mail & Web

wpk@wpk.org, www.wpk.org

DAS WPK-QUARTERLY - DIE QUARTALSZEITSCHRIFT
DER WISSENSCHAFTS-PRESSEKONFERENZ e.V.



Das WPK-Quarterly wird unterstützt von der Klaus Tschira Stiftung.